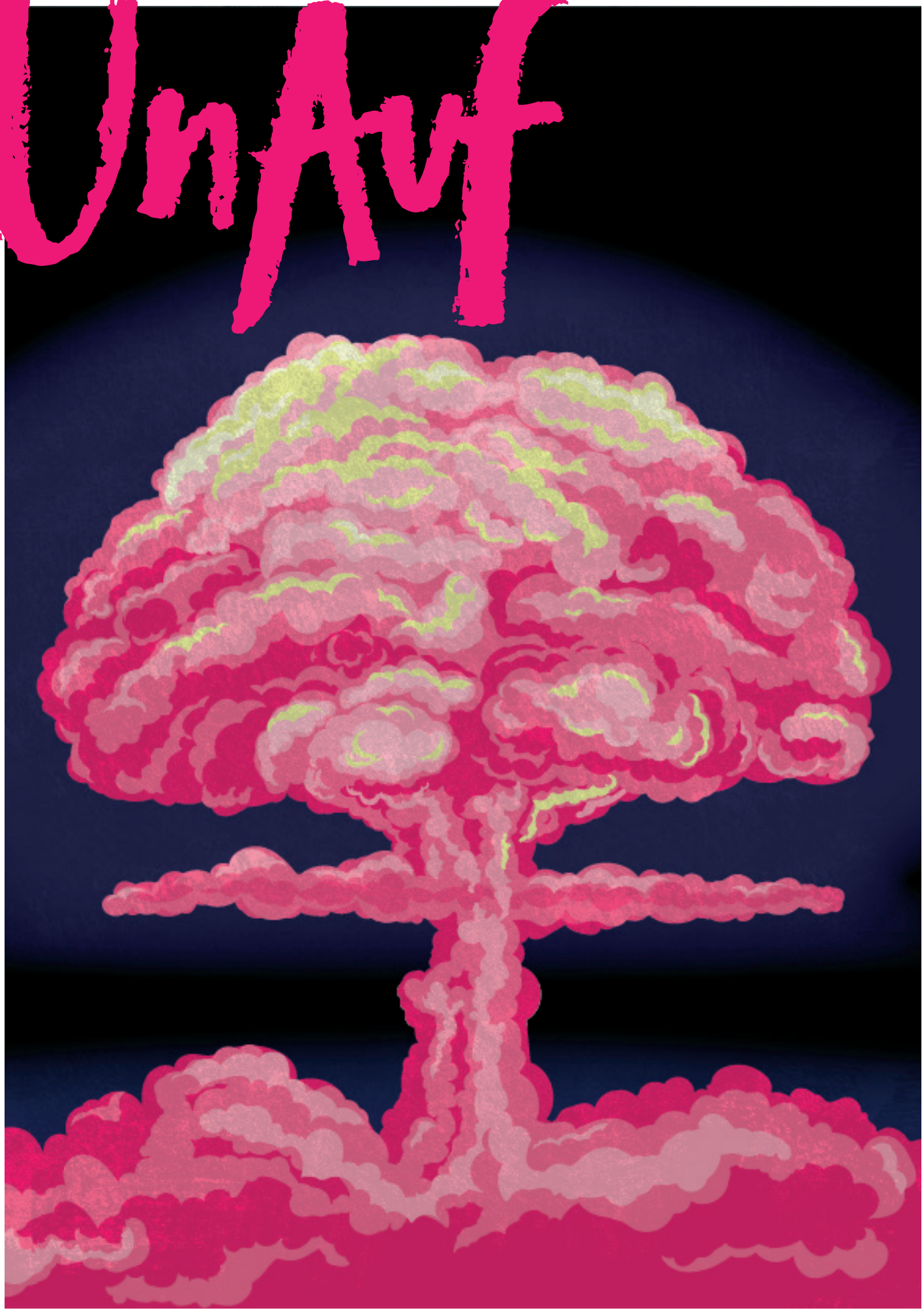
UNAUFGEFORDERT. UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT SEIT NOVEMBER 1989.

FEBRUAR 2019
NR. 249

UnAuf



WELTUNTERGANG

Illustration: Kai Bittighöfer

IN EIGENER SACHE

Während unser Verkehrsminister an den europäischen Stickoxid-Grenzwerten zweifelt, fährt die 16-jährige Greta Thunberg 30 Stunden lang mit dem Zug von Schweden zum Wirtschaftsgipfel nach Davos, um den betagten Herren ins Gedächtnis zu rufen, dass sie dort nicht ihre eigene, sondern die Zukunft ihrer Kinder verhandeln.

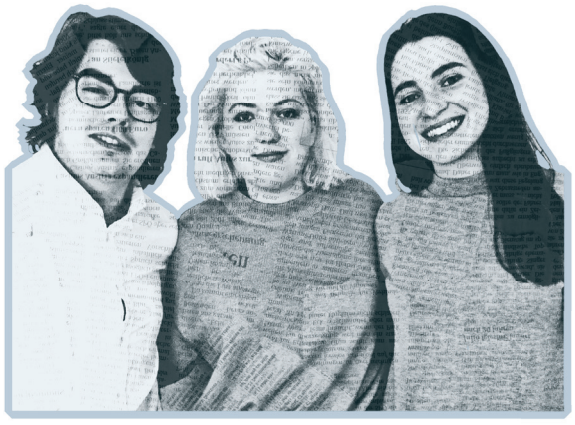
In Berlin haben sich Schüler*innen und Studierende Greta zum Vorbild genommen. Zum Friday for Future haben sich hunderte von ihnen vor dem Wirtschaftsministerium versammelt, um klarzustellen: So kann es nicht weitergehen. Eigentlich sind es Selbstverständlichkeiten. Unsere Autos müssen kleiner, unser Kohleverbrauch geringer und unser Fleischkonsum sparsamer ausfallen, im Prinzip nicht wirklich schwer. Besonders die AfD kapiert das alles natürlich mal wieder nicht, siehe dazu unser Interview mit ihrem „Klimaexperten“ in der Bundestagsfraktion.

Ein paar hundert Meter weiter bereitet sich das Naturkundemuseum auf seine zukünftige Rolle als Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft vor. Mit 660 Millionen Euro soll das Haus, das immer noch unter Kriegsschäden aus dem Ersten (!) Weltkrieg leidet, in Zukunft eine deutsche Spitzenposition im Kampf gegen das Artensterben einnehmen.

Auf der anderen Seite der Stadt, in Charlottenburg, bereiten sich Berliner Prepper derweil auf den atomaren Krisenfall vor. Klingelt da was? Stimmt ja, atomare Aufrüstung ist gerade wieder en vogue. Wem das alles zu viel wird, kann sich auf die Uni konzentrieren, aber richtig Ruhe herrscht auch dort nicht. Nachdem das Studierendenparlament den Rücktritt des Präsidiums gefordert hat, haben wir hier ebenfalls ein Jahr voller Auseinandersetzungen vor uns.

Trotzdem: Positiv denken. What would Greta do? Wenn diese ganzen Projekte - die alten Herren belabern, Kohleausstieg, Artensterben stoppen, den Friday for Future richtig groß machen - hinhauen, können wir den Weltuntergang vielleicht verhindern. Wenn selbst an der Humboldt-Universität ein studentisches Projekt wie das Studium Oecologicum durchsetzbar ist: Warum sollte dann nicht auch der Weltuntergang verhindert werden können?

Jan Alexander Casper, Janne Hoppe, Alma Gretenkord



UnAufgefordert.
Die unabhängige Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.
Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V.
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Chefredaktion: Janne Hoppe (Chefredakteurin), Alma Gretenkord (Stellvertretende Chefredakteurin),
Jan Alexander Casper (Chef vom Dienst) (V.i.S.d.P.)

Schlussredaktion: Janne Hoppe, Jan Alexander Casper, Cosima Kopp, Tim Stripling, Anna Lindemann, Josephine Schulz, Julika Häusling, Johann Stephanowitz, Alma Gretenkord, Juliane Sprick, Sira Horstkötter, Jost Riebau, Grabriel Rinaldi

Kontakt: redaktion@unauf.de

Anzeigen: werbung@unauf.de

Layout & Gestaltung: Laura Haselmann
Illustrationen: Kai Bittighöfer, Paulina Hillebrand, Mariella Manhardt, Laura Haselmann, Falk Louis, Lisa de Vries, Isabelle Aust

Titelbild: Mariella Manhardt
Autor*innenbilder: Paulina Hillebrand
Druck: Gemeindebriefdruckerei, 29393 Groß Oesingen
Auflage: 4.000
Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider.
Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 10.01.19

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige und professionelle Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAufgefordert online: www.unauf.de
Offene Redaktionssitzung jeden Montag im Semester, 18.30 Uhr, Invalidenstraße 110, Raum 118

INHALT

3/ **In eigener Sache**
5/ **Kolumne: Im Hoppserlauf**

WELTUNTERGANG

6/ **Herr Vogel gibt nicht auf**
Naturkundemuseum vs. Artensterben
8/ **Mit der Gasmaske durch Charlottenburg**
Berlins Prepper bereiten sich auf den Weltuntergang vor
10/ **Leben in zehn Metern Höhe**
Die Aktivist*innen im Hambi haben sich eine neue Welt erschaffen

CAMPUS

12/ **Parlamentsreport**
Stupa fordert Kunst zum Rücktritt auf
Drei Fragen an
BAföG und Brandenburger Semesterticket für alle
13/ **Portrait:** Turmspringerin Maria Kurjo
14/ **Wir werden nachhaltig**
Das Studium Oecologicum steht allen Studierenden offen
15/ **„Aufeinander zugehen, in jedem Fall!“**
Interview mit Frau Kunst
16/ **Gelangweilt und pleite**
Ein Studienabbruch ist nicht das Ende

POLITIK

17/ **Mit Kraft gegen die Wissenschaft**
Interview mit Rainer Kraft
18/ **Straftat Abtreibung**
Ein medizinischer Eingriff spaltet die Gesellschaft
20/ **Wo Europa scheitert**
Das Camp Baobab bot tausenden Geflüchteten ein Zuhause, bis die Planierraupen kamen

LEBEN

22/ **Wie wohnst du?**
Esther lebt mit ihrem dementen Großvater Hans in einer WG
23/ **Eine Woche ohne Plastik**
Sira hat den Selbstversuch gemacht
24/ **Glosse:** Benefits und Vorteile
25/ **Super Jut:** Lachyoga
Post aus… Hangzhou
26/ **Endstation:** Virchow-Klinikum

KOLUMNE/

IM HOPPSERLAUF

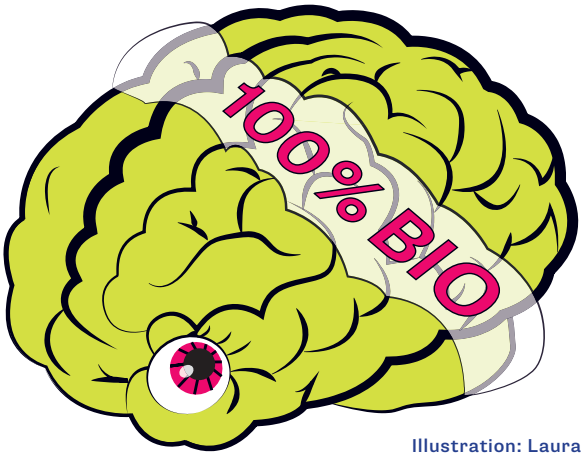


Illustration: Laura Haselmann

... stolpert unsere Kolumnistin über die Hürden des Erwachsenwerdens und fragt sich: Werden wir, wenn wir einmal groß sind und Geld verdienen, immer noch bei Penny einkaufen?

Ich liebe es, einzukaufen. Ich liebe es, Wasch- und Spülmittel auszusuchen und stehe gerne stundenlang vor dem Mülltütenregal bei DM: mit oder ohne Zugband, vielleicht parfümiert? Ich kann auch den Grabbeltischen bei Netto etwas abgewinnen. Zehn mal Zahnpasta für den Preis von neun?
I'm into it! Was ich nicht liebe, sind Bio-Supermärkte.

Weil der REWE neben der Redaktion im Moment renoviert und zum Edel-Markt mit Sushibar umgebaut wird, muss ich seit einem Jahr die Bio Company auf der anderen Straßenseite benutzen, wenn mir vor der Redaktionssitzung nach einem Getränk oder kleinen Snack zumute ist. Biosupermärkte sind lustfeindliche Räume. Ich hasse Biosupermärkte. Beim Geruch fängt es an: Es riecht nach Vollkorn. Niemand verbindet Vollkorn-Geruch mit den schönen Stunden des Lebens. Jedes Vollkorn-Produkt würde besser schmecken, wenn es nicht aus Vollkorn wäre
.
Vielleicht sind Biosupermärkte auch deshalb immer so leer. An der einzigen besetzten Kasse (die anderen beiden sind wohl nur Staffage) staut es sich trotzdem. Immer. In der Schlange stehe ich hinter Kinderwägen, die teurer sind, als die Warmmiete einer Zweizimmerwohnung (Altbau) im Ring, und muss zusehen, wie der blasse Werkstudent in Zeitlupe Brotaufstriche und Kokosöl über den Scanner zieht. Meine persönliche Hölle. Eigentlich will ich nur mein Bier bezahlen.

Ich hasse Biosupermärkte aber nicht nur wegen des Personalmangels, den im Weg stehenden Kinderwägen oder den langsamen Kassierern, sondern weil die sonst ohnehin schon riesige Produkt-Auswahl hier noch mal gesteigert wird. Das bedeutet: Mehr Entscheidungen, die ich treffen muss. Ich will Mehl. Aber will ich Weizenmehl, Dinkelmehl, Roggenmehl, Buchweizenmehl, Mandelmehl, Sojamehl, Kokosmehl, Reismehl, Kastanienmehl, Kürbiskernmehl oder doch glutenfreies Mehl? Und entscheide ich mich, wenn ich das 30-Cent-Mehl von Aldi nehme, nicht nur gegen meine Gesundheit, sondern auch für den Klimawandel?

Im Biosupermarkt gibt es auch immer eine Bäckerei mit Brötchen, die teuer aussehen und teuer sind, die aber genauso aus dem Brotbackautomaten kommen wie bei Penny. Der Biosupermarkt engt mich ein – mit seinen breiten Gängen und glänzenden Fliesen, den teuren biologischen Mineralwassern. Ich schaue das Mandelmehl an und werde rot aus lauter Scham, nicht glutenintolerant zu sein. Alles hier macht mir ein schlechtes Gewissen. Die Regale scheinen zu wissen, dass ich nicht hier hingehöre, meine Peelings aus Mikroplastik Babyschildkröten töten und ich meinen Kühlschrank normalerweise einfach „gut und günstig" bestücke.

Der Biosupermarkt ist die Sagrotan-Variante des Reformhauses. Es riecht unangenehm, aber eben nicht ganz so intensiv, dazu fehlt das radikal antikapitalistische und der missionarische Impetus der Reformhäusler, die selbst in den kleinsten Provinznestern zu finden sind. An der Reformhaustheke steht gewöhnlich eine patente, wenn auch schmallippige, füllige und mittelalte Frau mit Henna-gefärbten Haaren, die dir mühelos den Unterschied zwischen Lupinen und Soja erklären kann. Der Biosupermarkt dagegen ist so glatt und unpersönlich wie jeder andere Supermarkt auch. Warum dann nicht gleich zu Penny, „Bio" gibt's da ja auch.

Sollte ich in meinem Leben mal zu Geld kommen, werde ich es sicherlich nicht in der Bio Company lassen, sondern im Feinkostladen, der (im Gegensatz zur Bio Company) wenigstens dazu steht, dass er bourgeois ist. Ich werde in die sechste Etage des KaDeWes fahren, meine Visa auf die Theke legen und sagen: Gib mir den besten Käse, den du hast.

Janne Hoppe, 23, Kultur und Technik

"

HERR VOGEL GIBT NICHT AUF

Naturräume werden zerstört, Arten sterben aus. Johannes Vogel, Generaldirektor des Naturkundemuseums, ist aber überzeugt: Mit der richtigen Strategie können wir diesen Trend stoppen. Mit einer fetten Finanzspritze soll sein Museum für diese Herausforderung fit gemacht werden

Der Welt geht es immer schlechter, das Artensterben nimmt zu. 30 Prozent der bekannten Tier- und Pflanzenarten könnten in naher Zukunft von der Erdoberfläche verschwunden sein. „Wo ist denn da am Ende eigentlich der Unterschied zu sagen, es gibt keinen Klimawandel oder zu sagen, es gibt Klimawandel, aber in unserem Handeln schlägt sich das nicht nieder?“, fragt Johannes Vogel. Der Generaldirektor des Naturkundemuseums will, dass sein Haus in Zukunft eine aktivere Rolle im Kampf gegen Klimawandel und Artensterben einnimmt.

SANIERUNGSFALL NATURKUNDEMUSEUM

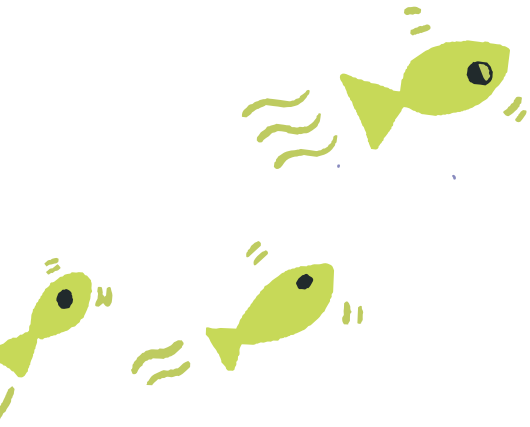
Mit über 700.000 Besucher*innen im Jahr 2018 zählt das Naturkundemuseum zu den meistbesuchtesten Museen Deutschlands. „Und das auf nur 5000 Quadratmeter Ausstellungsfläche in einer Kriegsruine”, sagt Vogel. Seitdem das Museum 1917 im Krieg stark beschädigt wurde, sei an dem Gebäudekomplex in der Invalidenstraße praktisch nichts mehr gemacht worden. Über hundert Jahre später seien weiterhin nur 85 Prozent der Gebäudeflächen für Besuchende zugänglich.

Vogel und sein Team arbeiteten sieben Jahre daran, die Politik davon überzeugen, dass das Naturkundemuseum dringend gefördert werden müsse. Im November 2018 haben Senat und Bundestag dann endlich zugestimmt, das Haus über die nächsten zehn Jahre mit 660 Millionen Euro zu unterstützen.

„So einen gordischen Knoten zu zerschlagen, das führt zu einer Mischung aus Euphorie und Schock”, sagt Vogel und lacht. Der überwiegende Teil der Förderung, etwa 500 Millionen Euro, wird dabei für die Renovierung veranschlagt, damit Haupt- und Nebengebäude in Stand gesetzt werden können. Das übrige Geld wird für die Digitalisierung der Sammlung eingesetzt: Die Wissenschaft soll dadurch transparenter und zugänglicher werden.

DIE SAMMLUNG GEHT ONLINE

„Die Bürgerinnen und Bürger werden an allen Schritten des Prozesses teilhaben“, sagt Vogel. „Mit der Digitalisierung der Sammlung soll vor allem die internationale Zusammenarbeit gestärkt werden“, sagt er. Nicht nur Naturkundler*innen, sondern auch Wissenschaftler*innen aus anderen Disziplinen sollten Zugriff auf die Sammlung haben und von diesem Wissensschatz profitieren können. Darüber hinaus soll das Naturkundemuseum, das die ungeheure Artenvielfalt der Erde dokumentiert, in Zukunft stärker als Impulsgeber in die Zivilgesellschaft hineinwirken.



„Wir wollen einen Wissenschaftscampus zu Natur und Gesellschaft, Lebenswissenschaft und Innovation in Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität zu Berlin, der Leibniz-Gemeinschaft und weiteren internationalen Partnern entwickeln“, sagt Vogel.

„ES GIBT LÖSUNGEN FÜR DIE PROBLEME AUF DER ERDE“

Schon jetzt arbeitet das Museum unter diesen Vorzeichen. Die Sonderausstellung ARTEFAKTE zeigt, wie der Mensch in die Umwelt eingreift, etwa im Kohle-Tagebau Hambach. Fotografien von Henry Fair dokumentieren die zerstörerischen Hinterlassenschaften menschlichen Handelns aus der Vogelperspektive. In Zusammenarbeit mit dem wissenschaftlichen Dienst der Europäischen Kommission (Joint Research Center, JRC) werden im Zusammenspiel mit den Bildern umweltschonende Lösungsvorschläge präsentiert, die die Besucher*innen in ihren Alltag integrieren können.

Darüber, dass die Mitarbeiter*innen des Naturkundemuseums hier Pionierarbeit leisten, ist sich Vogel bewusst. „Wir haben keine Patentrezepte und es wird auch Teil der Herausforderung sein, nicht zu sagen, ich weiß wie es geht, sondern lasst uns mal gemeinsam an einem Konzept arbeiten”, sagt er.

Trotz allem blickt Vogel zuversichtlich in die Zukunft: „Ich bin fest davon überzeugt, dass es sowohl die technischen, wissenschaftlichen, wie auch sozialen Lösungen für die derzeitigen großen Probleme auf der Erde gibt.“ Doch der Geldbetrag, so gewaltig er auch sei, reiche noch lange nicht aus, um die gesellschaftlichen Herausforderungen zu lösen, sagt Vogel. „Da fehlen wenigstens noch zwei oder drei Nullen. Die jetzt zu mobilisieren, ist die nächste Herausforderung.“

Cosima Kopp, 21, Deutsche Literatur, Europäische Ethnologie
Jost Riebau, 24, Geschichte, Betriebswirtschaftslehre

Illustration: Falk Louis,

MIT DER GASMASKE DURCH CHARLOTTENBURG

BERLINS PREPPER BEREITEN SICH AUF DEN WELTUNTERGANG VOR

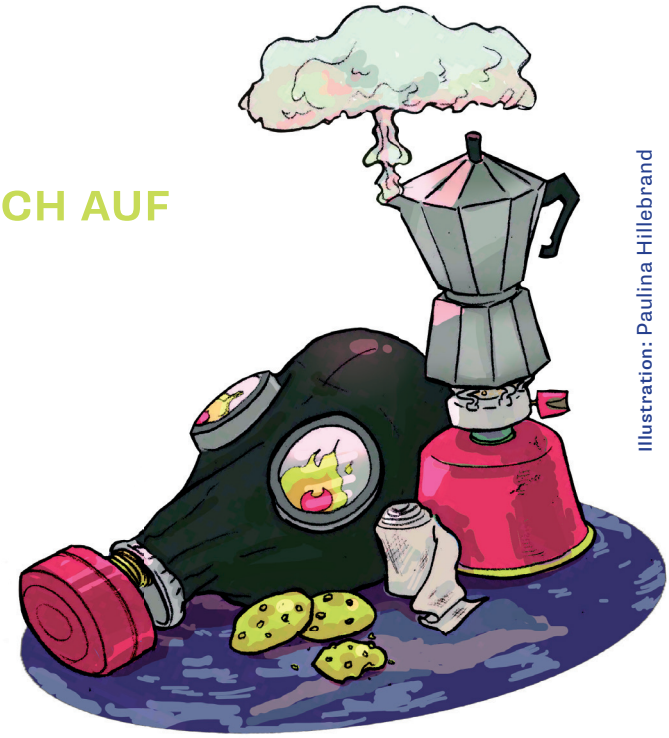


Illustration: Paulina Hillebrand

Was würdest du tun, wenn am Potsdamer Platz eine Atombombe explodiert? Wenn dich der Energieblitz nicht innerhalb einer Sekunde vaporisiert hat, gehörst du zu den wenigen Überlebenden. Survival-Coach Daniel Schäfer bereitet seine Schüler*innen auf solche Szenarien vor. Die UnAuf hat einen seiner Kurse besucht

Die Prepper-Szene in Deutschland ist relativ jung, hat dafür aber einen umso schlechteren Ruf: Alles angeblich Reichsbürger, Homophobe, Waffennarren. Deswegen bezeichnet Survival-Coach Daniel Schäfer sich nicht als Prepper. Das Image der Szene sei einfach zu angeschlagen. Daniel wurde bei der Bundeswehr zum Einzelkämpfer ausgebildet, war Kommissar bei der Kriminalpolizei und bietet jetzt als Coach Survival-Kurse an. „Survival“ bedeutet konkret: Vorbereitet sein in Krisenzeiten. Vorbereitung, auf Englisch „preparation“, ist das wichtigste Schlagwort der Prepper-Szene.

Obwohl sich die globale Sicherheitslage mit dem Ende des Kalten Kriegs stark verändert hat, ist Schäfer gut ausgelastet. Seine Kurse suchten vor allem Menschen auf, die durch die mediale Informationsflut ein Gespür für Bedrohungsszenarien entwickelt haben, sagt er. Als wir ihn besuchen, gibt er eine Infoveranstaltung über atomare, biologische und chemische Bedrohungslagen. In einer Charlottenburger Erdgeschosswohnung spielt Daniel mit seinen Gästen gedanklich die Apokalypse durch.

Das Interesse an seinen Workshops ist groß, viele Menschen sind am Thema Krisenvorsorge interessiert. Für Daniel steht fest: Das sind keine Spinner.

Zwanzig Klappstühle hat Daniel aufgestellt und einen Tisch mit Camping-Ausrüstung ausgestattet: Gaskocher, Seile, Brennpasten, Zahnbürsten und Verbandsmaterial. Unter dem Tisch liegt eine schwere olivgrüne Tasche mit der Aufschrift „Zodiak“ bereit. Darin befindet sich der Schutzanzug mit Gasmaske, der bei Nuklearunfällen zum Einsatz kommt. Daniel hat kurze Haare, er ist immer glatt rasiert, denn Gasmasken können nur dann luftdicht abschließen. Gegenüber, auf einem Tisch mit weißem Deckchen, stehen Kekse und Kaffee. In der Ecke hat Daniel einen großen Aufstellt platziert, der für seine Kurse wirbt.

IN DER KRISE HILFT DIE VERGRABENE KISTE

Einige Bundeswehr-Reservisten sind gekommen, erfahrenere Prepper, die mit dem Begriff kein Problem haben, sogar ein Ehepaar mit Kind. Ein paar Teilnehmer erzählen von den Schutzmaßnahmen, die sie bereits getroffen haben. Da ist das abgelegene Grundstück in Brandenburg oder die am geheimen Ort vergrabene Kiste mit den nötigsten Gegenständen für Krisenzeiten.

Christian ist einer von denen, die bereits vorsogen, beziehungsweise, wie es im Szenesprech heißt, „preppen“. Er fügt aber gleich hinzu: „Nicht genug!“ Er ist ein älterer kleiner Mann mit einer randlosen runden Brille. Er lacht gern, bringt sich oft ein und nickt interessiert in Daniels Richtung. Vor seiner Frührente war Christian Maschinentechniker und ehrenamtlich beim THW tätig. Er besitzt auch drei Hektar Wald und ist stolz, dass sich seine Frau mit den heimischen Kräutern so gut auskennt. Das sei wichtig in Zeiten der Krise. Er raucht gerne Zigarillo, aber nur, wenn er keine guten Kubanischen in die Hände bekommt. Seine Arbeitshose ist voll mit getrockneten Estrichflecken.

DEN WASSERFILTER GERNE AUCH MIT URIN TESTEN

Mittlerweile hat Survival-Coach Daniel seinen Flipchart mit gezackten Linien gefüllt. Er kreist Stichworte wie „Hilfe“ und „Informationen einholen!“ mehrmals mit dem Edding ein. Die Kursteilnehmer dürfen währenddessen alles einmal anfassen: Atemschutzmasken, eine Gasmaske, Jodtabletten, einen mobilen Umkehr-Osmose-Filter und einen Gaskocher. Der Filter ist wichtig, um radioaktiv verstrahltes Wasser zu reinigen. Im Prinzip kann die Anlage aber alles aus verschmutztem Wasser rausfiltern. „Das könnt ihr dann gerne Mal mit Urin austesten“, sagt Daniel und lacht.

Daniel spricht über den atomaren Ernstfall von Tschernobyl, Atompilzen und der berüchtigten „schmutzigen Bombe“. Das sind konventionelle Sprengsätze, die radioaktiv verseuchtes Material mit ihrer Explosion verteilen, etwa, wenn eine Bombe mit Atommüll kombiniert wird. Für Daniel verschärft die „unkontrollierte Zuwanderung“ die Gefahr, dass so eine Bombe gezündet werden könnte. Dieses „Bedrohungsszenario“ lässt die Teilnehmenden verstummen. Was das eine mit dem anderen zu tun hat, wird nicht weiter erläutert.

BAUSCHAUM IST GUT, FUGENSILIKON IST BESSER

Ein Pärchen im mittleren Alter – den Kurs hat sie ihm zum Geburtstag geschenkt – fragt Daniel, was bei einer chemischen Bedrohungslage zu tun ist. „Alle Fenster und Türen müssen mit Bauschaum verklebt werden, damit ansteckende Viren nicht eindringen können“, erklärt er. Um ganz sicher zu gehen, würde er aber Fugensilikon verwenden.

Zögerlich hebt das einzige anwesende Kind die Hand, ein zehnjähriger Junge. Seine Eltern ermutigen ihn dazu. Seine Frage ist einfach: Was soll er machen, wenn die Atombombe explodiert und er sitzt in der Schule? Woanders hätte seine Frage mindestens ein Schmunzeln zur Folge, aber Daniel bleibt ernst. „Wenn du nicht schon tot bist, renn weg!“, antwortet er. Wenn man nicht direkt von der Explosion betroffen sei, solle man auf den Wind achten und sich so weit wie möglich vom Epizentrum entfernen.

Eine Frau meldet sich und sagt, sie gehe nicht davon aus, mit dem Auto aus der Stadt fliehen zu können, falls die Bombe explodiert. Das sei wegen der Staus unmöglich. Sie würde mit dem Fahrrad vor der Bombe fliehen. Daniel beweist Humor: „Mit einem Leopard-Panzer kommt man sicherlich auch viel besser aus der Stadt“, sagt er und lacht. Der Witz kommt gut an. So richtig vorstellen kann ihn sich hier niemand, den Ernstfall. Draußen springt die Alarmanlage eines Autos an. „Seht ihr, geht schon los“, sagt Daniel. Alle lachen.

Das Problem der Prepper-Szene, sagt Daniel, bestehe in ihrer Zielsetzung. Niemand spreche gerne über den Kollaps unserer Zivilisation. Im Gegensatz zu anderen kulturellen Szenen bereiteten sich Prepper auf ein Negativ-Szenario vor – trotzdem ist genau das Daniels Geschäftsmodell.

GUMMIANZUG- UND GASMASKENTEST

In der Pause darf der zehnjährige Junge Daniels Atomschutzausrüstung anziehen, das volle Porgramm aus Gummianzug und Gasmaske. Unter lauten „Buhu-hu“-Rufen rennt der maskierte Junge die Straße auf und ab und erschreckt Menschen. Christian schaut vergnügt zu und raucht einen Zigarillo.

Weil Endzeitthemen den Appetit anregen, sind die Kekse und der Kaffee schnell vergriffen. Nach der Pause zieht der Junge den Schutzanzug aus und bekommt von allen Teilnehmenden einen herzlichen Applaus.

Nils Katzur, 26, Europäische Literatur

LEBEN IN ZEHN METERN HÖHE

Der Protest der Aktivist*innen im Hambi hat sich ausgezahlt: Der Wald darf bleiben, zumindest vorerst. Die erfolgreichen Besetzer*innen sagen: Reichtum und Besitz dürfen keine Rechtfertigung für Umweltzerstörung sein. Die UnAuf hatte sie bereits im Juni in ihren Baumhäusern im Hambacher Forst besucht

Direkt neben Europas größtem Braunkohletagebau sind die Straßenschilder voller Aufkleber. Ein seltsamer Anblick mitten in der Provinz. Von Sprüchen gegen die Polizei bis hin zu ökopolitischen Forderungen ist fast alles dabei. In der nordrheinwestfälischen Idylle sind diese Aufkleber im Juni 2018 der einzige Hinweis darauf, dass der Wald besetzt ist.

In mehrstöckigen Baumhäusern, gebaut in vielen Metern Höhe zwischen den Wipfeln, haben Aktivist*innen seit 2012 eine radikal-ökologische Gemeinschaft aufgebaut. Darunter, auf dem mit dichten Unterholz bedeckten Waldboden, beherbergen mit Graffiti übersäte Wohnwägen und Holzverschläge unter anderem ein Gewächshaus, eine Bibliothek und einen Laden mit kostenloser Kleidung. In einer Höhle werden Bücher gelagert, während direkt nebenan Tomaten wachsen.

GEHEIMWAFFE BAUMHAUS

„Die Präsenz in den Baumhäusern macht ein Fällen der Bäume unmöglich, eine Rodung wird dadurch verhindert“, sagt Luna. Sie ist 21 Jahre alt und lebt bereits seit drei Jahren in diesem Wald. Die Baumhäuser sind die Geheimwaffe der Besetzer*innen. Weil sie über dutzende kreuz und quer zwischen den Baumkronen gespannte Seile miteinander verbunden sind, muss im „Rodungsfall“ niemand auf den Boden gehen. Auf zehn bis 30 Meter Höhe gibt es beinahe alles, was zum Überleben notwendig ist. In einer fast voll ausgestatteten Küche in einem der Baumhäuser kann Essen für die gesamte Crew zubereitet werden, die vollständig in gemütlich eingerichteten Schlafbereichen hoch über dem Waldboden unterkommen kann. In einigen Baumhäuser gibt es WLAN, andere sind sogar beheizt. Es gibt FIT- (Frauen, Inter, Trans-) und LGBTQ-Baumhäuser, Gemeinschaftsbereiche und Lagerräume für Kleidung und Werkzeug auf dem Boden.

Das verbaute Holz stammt dabei nicht aus dem Hambacher Forst. „Es kommt von abgestorbenen Bäumen und Spendern“, sagt Blue. Im Dorf „Oaktown“ sind zwei Holzkonstruktionen – eine Plattform und ein Baumhaus – durch eine Hängebrücke verbunden.

ES RIECHT NACH SCHWEISS UND HOLZ

Aus einer der kleinen Küchen zwischen den Baumwipfeln steigt der Duft von Gemüse auf, eine Aktivistin brät Zucchini an. In dem grob gezimmerten Raum stapeln sich Einmachgläser mit Gewürzen und Dosen voller Fertiggerichte. Viele Aktivist*innen ernähren sich vegan, sagt Luna. Erst die Aussicht aus einem der hoch gelegenen Baumhäuser auf das kleine Dorf verdeutlicht, wie isoliert die ungefähr 40 Aktivist*innen leben: Keine Häuser, keine Straße und kein Auto weit und breit. Nur die Weite des Waldes und eine nahezu gespenstische Ruhe, hin und wieder unterbrochen von Tierrufen.

Über Lunas Küche befinden sich noch zwei weitere Stockwerke, darunter ein Schlafzimmer mit einem schwindelerregenden Ausblick. Es riecht nach Schweiß und Holz, wie überall hier. „Ich spüre eine Freiheit, die ich so nur hier spüren kann, ich erlebe den Baum als Lebewesen“, sagt Luna.

Wer sind diese Menschen, die ihren Alltag hinter sich lassen, um in den Wipfeln des Hambacher Forsts zu leben? „Ich habe von Menschen gehört, die die Schule abgebrochen haben, oder auch von solchen, die auf der Straße waren oder aus dem Kinderheim geflohen sind, hier kommen die verschiedensten Hintergründe zusammen“, sagt Luna.

MANCHE RISKIEREN IHR LEBEN FÜR DIE BÄUME

Was sie vereint, ist ihr Widerstand gegen den Kohleabbau. „Das rheinische Braunkohlerevier treibt den Klimawandel massiv voran und ist für uns als Gesamtmenschheit sehr gefährlich“, sagt Luna. Gewalt bei Protesten hält sie in Einzelfällen für gerechtfertigt: „Die Zerstörung hier ist so groß, dass ich es legitim finde, sich mit Gewalt dagegen zu wehren“. Die Arbeiter*innen des Tagebaus sollen dem allerdings nicht zum Opfer fallen, sagt Luna.

Forstbesitzer RWE spricht dagegen von personengefährdenden Aktionen der Aktivist*innen: „Teilweise sind die Tätlichkeiten sogar lebensgefährlich, etwa wenn Braunkohlezüge mit Steinen angegriffen werden“, heißt es in einer Broschüre. Von solchen Angriffen will Luna nichts gehört haben, das gelegentliche Blockieren der Hambach-Bahn sei gewaltfreie Routine.

Illustration: Lisa de Vries

Tägliche Eskalationen habe es jedes Jahr in der Rodungssaison zwischen Oktober und Februar gegeben. RWE und Polizei versuchten dann regelmäßig das Camp zu räumen und den Wald unter Kontrolle zu bringen, wobei es auch zu Verhaftungen kam. Die Aktivist*innen hätten sich in dieser Zeit immer in den Baumhäusern verschanzt und sich an den Bäumen festgekettet, sagt Luna. Das habe die Räumungsversuche deutlich erschwert und verlangsamt. Manche Aktivist*innen seien so weit gegangen, ihr Leben für die Bäume zu riskieren. „Manche lassen sich an den Verbindungsseilen zwischen den Baumhäusern herunter hängen, damit die Polizei die Seile nicht durchschneiden kann“, sagt sie.

JEDER FÜR SICH UND GEGEN DAS SYSTEM

„Jeder und jede ist für sich selbst verantwortlich“, sagt Blue, der im Moment so etwas wie der Pressesprecher des Camps ist. Das gelte nicht nur für die Protestaktionen, sondern auch für das Zusammenleben im Camp. „Wir sind ein anarchistisches Projekt und wollen das auch so leben“, ergänzt Luna. Jedes Dorf kümmere sich basisdemokratisch um Versorgung und Organisation, es würden Workshops für Baumhausbau, Klettern oder Yoga angeboten.

Ihr Gemüse bauen die Aktivist*innen selbst an, der Großteil der Lebensmittel kommt allerdings von außen: „Wir bekommen lokale und internationale Unterstützung, außerdem gehen wir containern“, sagt Luna. Das Containern sieht sie als wesentlichen Teil ihres ökologischen Kampfs: „Es werden doppelt so viele Lebensmittel produziert, wie die Weltbevölkerung braucht. Ich sehe es als politisch sinnvolle Handlung, sich diese antikonsumistisch – also freegan – zu nehmen, notfalls durch Diebstahl oder Plünderung.“

Ein anderes Grundbedürfnis ist die Hygiene, die teilweise eine Herausforderung darstellt: „Wir sammeln Regenwasser und haben Solarduschen. Die Menschen duschen hier deutlich weniger als es gesellschaftlich üblich ist, aber es funktioniert“, meint Luna.

„Ein Gelände gehört denen, die es nutzen, also den Tieren und auch ein Stück weit uns, die wir hier leben“, so Luna. Dass der Wald rechtlich gesehen RWE gehört, sei für sie irrelevant. „Nur weil Menschen Geld haben, dürfen sie keine massive Umweltzerstörung betreiben“, sagt sie. Für die Besetzer*innen ist der ökologische Kampf um den Wald mehr als nur Umweltschutz: Sie wollen eine „herrschaftsfreie, ökologische Lebensalternative“ aufzeigen und den „Kapitalismus überwinden“. Am Ende könnte der Kampf aber nicht von den Besetzer*innen, sondern von einer Fledermausart beendet werden. Zurzeit wird geklärt, ob der Hambacher Forst als Lebensraum der Bechsteinfledermaus oder des Großen Mausohrs als potentielles Flora-Fauna-Habitat-Gebiet (FFH-Gebiet) dauerhaft geschützt werden kann.

Nach den Räumungen im September und Oktober 2018 kehrten die Besetzer*innen zurück in ihren Wald, um ihr Dorf nach Abzug der bis zu 2000 täglich anwesenden Polizist*innen neu aufzubauen. Für sie ist sicher: Der Kampf wird weitergehen, bis zum letzten Baum.

Gabriel Rinaldi, 21, Sozialwissenschaften

DREI FRAGEN AN/

FELIX HUDEC, BAFÖG UND BRANDENBURGER SEMESTERTICKET FÜR ALLE

Was ist ein „Brandenburger“ Semesterticket?

Die Semestertickets von HU und FU decken nur den Tarifbereich ABC ab, wohingegen die Brandenburger Unis für einen geringeren Preis den VBB-Gesamtbereich abdecken. Zudem sehen wir das Problem, dass Studierende, die außerhalb des C-Tarifbereiches wohnen, horrende Summen für ein Zusatzticket zahlen.

Seit wann gibt es eure Liste und was habt ihr bisher erreicht?

Uns gibt es seit der letzten StuPa-Wahl. Im Juli 2018 wurde, basierend auf unserer Initiative, ein wichtiger Antrag im StuPa verabschiedet. Darin hält das StuPa das Referat Ökologie und Umweltschutz dazu an, bei den kommenden Verhandlungen für den zum WiSe 2019/20 gültigen Semesterticketvertrag eine Ausweitung des Geltungsbereiches zu erstreiten. Das soll erreicht werden, ohne dass signifikante Preiserhöhungen anfallen.

Welche Themen bewegen euch ansonsten in der Hochschulpolitik?

Wichtig ist, dass sich das Klima zwischen dem Präsidium und der verfassten Studierendenschaft verbessert. Insgesamt geht es um die Kommunikation, aber auch darum, aufeinander zuzugehen. Uns ist wichtig, dass die Bedenken der verfassten Studierendenschaft vom Präsidium ernst genommen werden, genauso aber auch die Transparenzmängel, die von vielen Studierenden hervorgehoben werden. Diese müssen auch von der verfassten Studierendenschaft ernst genommen werden, damit sich alle wieder besser vertreten fühlen.

Sira Horstkötter, 23, Rechtswissenschaft

PARLAMENTSREPORT/

„STÜRZT DAS K. U. K.-PRÄSIDIUM“ - STUPA FORDERT RÜCKTRITT VON KUNST UND KRONTHALER

Parlamentsreport zur Sitzung vom 16. Januar 2019:

ESKALATIONSSPIRALE ERREICHT WEITEREN TIEFPUNKT

Das StuPa stimmte für den Rücktritt von Uni-Präsidentin Kunst und Präsidiumsmitglied Kronthaler. Das Ergebnis wurde mit Applaus entgegengenommen. „Aus #HUgegenStudis die richtige Konsequenz ziehen: Das K. u. K.-Präsidium endlich stürzen!“ titelt der Antrag der Jusos. Er enthält insgesamt acht Gründe für die Forderung und fasst – aus Sicht von Refrat und Teilen des StuPa – die Vorfälle zwischen Uni-Präsidium und Studierendenschaft in den letzten Monaten zusammen.

STUPA AUF DEM LINKEN AUGE BLIND?

David Rodriguez Edel (RCDS) forderte das StuPa zur Solidarisierung mit den Studierenden in Venezuela und Nicaragua auf. Schon auf der Sitzung vom 12. November 2018 wollte sich Edel auch mit den Studierenden in sozialistischen Regimen solidarisieren. Das StuPa hatte sich zuvor mit brasilianischen Studierenden solidarisiert, die unter Jair Bolsonaro litten. Sowohl damals wie diesmal scheiterten Edels Anträge. Es wirke, als wolle Edel nur aus Prinzip Übel gegen Übel aufwiegen, merkten die Abgeordneten an. Edel entgegnete, das StuPa sei auf dem linken Auge blind.

34.000€ FÜR VERSCHIEDENE PROJEKTE

Das StuPa gewährte der Antidiskriminierungsberatung des Refrates 10.000€ für eine Rassismus-Konferenz, die vom 31. Mai bis 2. Juni 2019 stattfindet. Trotz mehrerer Rechenfehler im Finanzplan wurde der Antrag angenommen. Der Kinderladen „Die Humbolde“ erhält 17.000 € für den Personaletat. Über 3.000€ für eine Party zum Thema „Nachhaltigkeit“ darf sich das Nachhaltigkeitsbüro der HU freuen. Die International Students of History Association erhielt ebenfalls 4.000€ für eine Konferenz.

NEUE GESICHTER IM REFRAT

Andreas Krämer (Afrikawissenschaften) wird Co-Referent für das Ökologie-Referat und Lydia (Asien- und Afrikawissenschaften) Referentin für das Antirassismusreferat. Magda (Jura), Berfin (Jura) und Tim (Chemie) wurden als Nachrücker für den Wahlvorstand gewählt. Joao Fidalgo (Philosophie) leitet auch in der nächsten Amtszeit mit den Co-Referent*innen Larissa Seek (Gender Studies) und Max Gude (Sozialwissenschaften) das Finanzreferat.

Tim Stripling, 21, Rechtswissenschaft

PORTRAIT/

WER DENKT, VERLIERT

TURMSPRINGERIN MARIA KURJO

Maria ist Turmspringerin, Sportsoldatin und Psychologiestudentin. Der UnAuf erzählt sie von dieser Dreifachbelastung, ihren Erfolgen, Rückschlägen und dem Moment vor dem Absprung

Chlorgeruch und weiße Kacheln: Das zweite Zuhause von Maria (29) ist die Schwimm- und Sprunghalle im Europasportpark Berlin. Hier trainiert sie sechsmal die Woche, fünf bis sechs Stunden täglich. Sie ist seit ihrem achten Lebensjahr Turmspringerin. Angefangen hat sie in der Grundschule, als sie bei einer Sichtung durch die örtliche Trainerin für geeignet befunden wurde. „Zuerst war ich richtig schlecht", sagt Maria. Sie habe erst relativ spät mit dem Turmspringen angefangen und musste erstmal den Vorsprung der anderen Kinder aufholen. Und auch wenn sie anfangs immer nur die letzten Plätze belegt hat, trainierte sie weiter und gewann schließlich die ersten Medaillen. Erst dann wurde sie sich allmählich ihres Potentials bewusst.

Maria beschreibt sich als fleißiges Kind und lacht, als sie sagt, dass vielleicht eher der Fleiß als ihr Talent ausschlaggebend für ihren Erfolg war. Und so sprang sie 2004 ihre erste Jugend-Europameisterschaft in Russland. Trotz des Leistungssports sei ihre Jugend unbeschwert gewesen, Disziplin und Selbstständigkeit habe sie dabei intuitiv gelernt. Nebenbei hat sie ihr Abitur gemacht. Nach dem Schulabschluss absolvierte Maria dann eine Grundausbildung bei der Bundeswehr. Sportsoldatin zu werden sei für sie die einzige Möglichkeit gewesen, ohne existentielle Sorgen vom Sport leben zu können. Andere Sportarten würden durch Sponsoren gefördert, beim Wasserspringen sei das aber nicht der Fall. Also nimmt Maria ihre militärischen Verpflichtungen wahr, besucht Lehrgänge und meldet sich monatlich in der Kaserne.

„ALS WASSERSPRINGERIN MUSS MAN EINE DICKE HAUT HABEN"

Was Maria vor dem Absprung durch den Kopf geht? Sie hält kurz inne und sagt dann: „Im besten Fall nicht mehr so viel. Wer denkt, verliert!" Sie erklärt uns, dass der Sprung aus zehn Metern Höhe etwa anderthalb Sekunden dauert und dass alle Bewegungen in Automatismen ablaufen sollten.

2010 stürzt Maria beim Springertag in Rostock. Sie schlägt mit dem Kopf auf der Plattform auf, ist sofort bewusstlos und wacht erst im Krankenwagen wieder auf. Der Sprung sollte ein „gehockter dreieineinhalb Delphin-Salto" werden. Geduldig erklärt Maria: „Man steht rückwärts und dreht vorwärts."

Über ihren Sturz spricht sie ruhig und rational, ihren Fehler habe sie genau rekonstruieren können. Den Sprung hat sie seitdem zwar noch ausgeführt, aber zu ihrem Repertoire gehöre er in dieser Form nicht mehr.

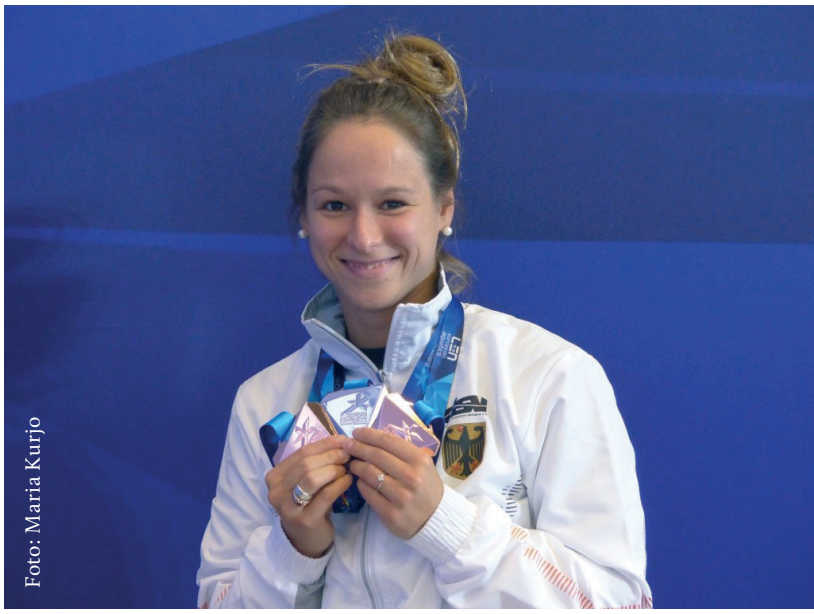


Foto: Maria Kurjo

EIN LEBEN NEBEN DEM SPORT

Seit 2013 studiert Maria Psychologie an der HU. Eigentlich wollte sie Gerichtsmedizinerin werden, aber ihr wurde gesagt, das Medizinstudium sei nicht mit dem Sport vereinbar. Also entschied sie sich für die Psychologie. Als zweites Standbein könne sie sich besonders gut Sportpsychologie vorstellen oder auch eine Tätigkeit in der sportlichen Laufbahnberatung. Bisher stehe nur fest, dass sie in Berlin bleiben will.

Trotz des anspruchsvollen Studiums bleibt der Sport ihre erste Priorität. Trainingslager wegen anstehender Prüfungen abzusagen, sei für sie keine Option, Urlaub kann Maria nur außerhalb der Saison nehmen. Unterstützung bei der Planung dieser Doppelbelastung erhält sie allerdings von Seiten der HU und des Olympiastützpunktes Berlin.

Aber irgendwann will Maria auch an Familienplanung denken, verlobt ist sie schon. Sie möchte irgendwann „ankommen", so nennt sie es. Bis 2020 sei der Leistungssport aber mindestens geplant, denn dann finden die olympischen Spiele in Tokio statt. Und auch wenn wir Maria erst seit einer Stunde kennen, sind wir uns sicher, dass sie das, was sie sich dort vornimmt, auch schafft.

Daria Elisabeth Bernhardt, Psychologie, 25
Katharina Wulff, Psychologie, 22

WIR WERDEN NACHHALTIG

NEUES ÖKOLOGISCHES MODUL STEHT ALLEN HU-STUDIERENDEN OFFEN

Illustration: Falk Louis

Es war ein langer Kampf zwischen dem Nachhaltigkeitsbüro und der Verwaltung. Das Nachhaltigkeitsbüro hat sich durchgesetzt: Ab 2019 können alle Studierende grüne Modulpunkte sammeln. Warum hat das so lange gedauert?

Im Sommersemester 2019 startet das „Studium Oecologicum". Nach erheblichen Anlaufschwierigkeiten ist das Thema Nachhaltigkeit damit jetzt fest im Überfachlichen Wahlpflichtbereich verankert. Das Modul geht auf die Studentische Initiative Nachhaltigkeitsbüro zurück, die seit 2015 für die Einrichtung der Lehrveranstaltung gekämpft hat. Das „Studium Oecologicum" hat seinen Ursprung im Sommersemester 2015, in dem das Nachhaltigkeitsbüro ein Ringvorlesung zum Thema Nachhaltigkeit durchgesetzt hatte.

DER GRÜNE FADEN IM STUDIUM

Das „Studium Oecologicum" ist ein interdisziplinäres Zertifikat, das von allen Studierenden der HU erlangt werden kann. Dafür werden verschiedene Lehrveranstaltungen mit konkretem Nachhaltigkeitsbezug absolviert. Es müssen mindestens zehn Leistungspunkte vorgewiesen werden, die sich alle Studierenden im ÜWP-Bereich anrechnen lassen können. Die Ringvorlesung des Nachhaltigkeitsbüros, in diesem Semester unter dem Titel „Der Grüne Faden", ist dabei der zentrale Bestandteil des Zertifikats. Sie bringt bereits fünf Leistungspunkte. Die restlichen Lehrveranstaltungen können frei aus einer Liste ausgewählt werden, die spätestens am Anfang des Sommersemesters 2019 auf AGNES unter dem Reiter „Überfachlicher Wahlpflichtbereich" einsehbar sein wird. Dabei sah sich das Nachhaltigkeitsbüro bei der Einrichtung des Moduls anfangs großen administrativen Hürden ausgesetzt.

EINE SCHWERE GEBURT

„Generell ist das Problem, dass das Studium Oecologicum mehr oder weniger eine ‚Geburt' in eine Umwelt hinein war, die eben nicht zwangsläufig dafür vorgesehen war, dass es mal so eine Art von interdisziplinärem Zertifikat gibt", sagt Christoph Kirtzel im Rückblick auf den schwierigen Einrichtungsprozess. Kirtzel arbeitet als studentische Hilfskraft beim Nachhaltigkeitsbüro.

Das Nachhaltigkeitsbüro will in Zukunft auch weiter administrative Mauern einreißen. Angedacht ist, im Rahmen des Zertifikats „Studium Oecologicum" bisherige institutsinterne Lehrveranstaltungen auch für fachfremde Studierende zu öffnen. Die Bedingung ist, dass der Nachhaltigkeitsbezug interdisziplinär genutzt werden kann und es Sinn ergibt, diese Inhalte einer breiten Studierendenschaft zur Verfügung zu stellen. Es ist aber noch nicht sicher, ob das im Sommersemester 2019 bereits möglich sein wird, heißt es im Nachhaltigkeitsbüro.

Administrative Strukturen müssten teilweise erst geschaffen werden und Kommunikationswege sich erst verstetigen, damit effektiv inhaltlich gearbeitet werden könne, heißt es dort weiter. Das Nachhaltigkeitsbüro befinde sich deswegen in einem regen Austausch mit der Universitätsleitung und erarbeite Konzepte und Lösungen, damit das Zertifikatsprogramm in den kommenden Jahren weiterwachsen und viele Studierende inspirieren könne, sagt Kirtzel.

Das „Studium Oecologicum" als feste Institution an der HU zu verankern, bleibt eine Herausforderung.

Jetzt liegt es auch an den Studierenden, das Angebot zu nutzen und der Universitätsleitung den Bedarf zu signalisieren.

Adrian Schneider, 22,
Sozialwissenschaften

„AUFEINANDER ZUGEHEN, IN JEDEM FALL!“

Im Januar hat das StuPa den Rücktritt von HU-Präsidentin Sabine Kunst gefordert. Im Gespräch mit der UnAuf denkt sie über direkte Gesprächsformate zwischen Studierenden und Präsidium nach, spricht über den SHK-Streit und die Zukunft der Grimm-Öffnungszeiten

UnAuf: Müsste die Unileitung angesichts des weiten Desinteresses der Studierenden an ihren eigenen Vertretungen nicht direkter auf die Studis zugehen, vielleicht unter Ausklammerung von RefRat und Co.?

Sabine Kunst: Aufeinander zugehen, in jedem Fall! Ausklammern, sicher nicht! Ich würde stattdessen lieber über weitere, auch neue Begegnungsformen nachdenken. Allein wenn ich daran denke, über wie viele Standorte in der Stadt die HU organisiert ist, erscheint mir das sinnvoll. Eine Uni ist immer auch ein Abbild der Gesellschaft. Und folglich haben wir ein großes Interesse an der Gestaltung und Nutzung demokratischer Strukturen und Prozesse. Wenn wir – die wir die Entscheider*innen von morgen auf ihre Zukunft vorbereiten – uns nicht für partizipative Mitgestaltung interessieren, dann wäre dies ein Armutszeugnis. Ich denke aktuell zum Beispiel darüber nach, ob wir ein moderiertes Forum zwischen Präsidium und Studierenden schaffen, das ergänzend zur gremienbezogenen Zusammenarbeit Raum für die Themen schafft, die Studierende insgesamt bewegen und so auch Möglichkeiten zum Netzwerken zu schaffen. Ich bin mir sicher, dass die Studierenden der HU über ihr Institut hinaus auch eine stärkere Bindung an die Uni als Ganzes suchen. Die Diskussion zu Fragen und Wünschen von Studierenden auf breitere Füße zu stellen und zum Beispiel durch themenspezifische Arbeitsgruppen zu ergänzen, wird hoffentlich einen positiven Einfluss auf die Bereitschaft haben, sich in der verfassten Studierendenschaft zu engagieren.

Wie kann die Studierendenschaft eigentlich ihre Bedürfnisse an die Universitätsleitung kommunizieren, wenn das Verhältnis zwischen RefRat und Präsidium so schlecht ist wie aktuell? Kann es da auch andere Kanäle geben?

Ich denke, dass die Vertretung der Interessen der Studierenden Aufgabe der verfassten Studierendenschaft ist und das sollte auch so bleiben. Ideen und Vorschläge der Studierenden sind dem Präsidium immer willkommen. Das trifft natürlich nicht nur auf akute Probleme – wie zum Beispiel die Aufrechterhaltung der Öffnungszeiten in den Bibliotheken zu - sondern auch auf grundsätzlichere oder neue Entwicklungen wie etwa Formen der Kinderbetreuung oder Entwicklung von Studienformaten zur Nachhaltigkeit.

Nun hat das StuPa Mitte Januar einen Antrag der Juso-HSG beschlossen, der Ihren sowie Herrn Kronthalers Rücktritt fordert. Ist das nicht das Ende jedes Versuchs, miteinander zu kommunizieren?

Sicher nicht das Ende, aber diese Eskalation erschwert natürlich den Umgang miteinander. Ich bin sehr daran interessiert, dass wir wieder zu einem besseren Miteinander kommen. Dazu gehören die Deeskalation der Konflikte und eine konstruktive Suche nach Lösungen. Ich bin davon überzeugt, dass das gelingen kann. Die Geschichte der Humboldt-Universität kennt dafür jede Menge Beispiele. Und für mich gehört der immer wieder neue Versuch, aufeinander zuzugehen und miteinander Herausforderungen zu bewältigen, auch zum Selbstverständnis der Humboldtianerinnen und Humboldtianer.

Welche Entwicklungen erhoffen Sie sich für das Jahr 2019 in Sachen SHK-Streit?

Vor allem müssen wir zu einer sachlichen Diskussion zurückkehren. Wir werden nun sehen, wie die Verhandlungen und Gespräche zur Frage der Überführung des studentischen Tarifvertrages (TV Stud) in tarifliche Beschäftigungsverhältnisse (TV-L) laufen. Klare Ergebnisse stehen hierzu noch aus und auch die Gewerkschaften und Personalräte sind gefordert, bei den tariflichen Umsetzungen dieser Beschäftigungsverhältnisse konstruktiv mitzuarbeiten. Bei der ganzen Debatte haben – das ist klar – längst beide Seiten verloren: Die Studierenden ihre Beschäftigungsmöglichkeiten, die Universität viele engagierte Studierende, die das Angebot einer Berufsorientierung neben dem Studium wahrnehmen wollen. Wir werden aber alles daran setzen, so viel wie möglich studentische Beschäftigung zu erhalten.

Wird das Grimm-Zentrum demnächst wieder an Sonntagen geöffnet sein?

Ja. Im Rahmen einer Testphase von Februar bis April 2019 lassen wir jetzt die Bücher über einen externen Dienstleister an zwei Tagen in der Woche zurückstellen. Damit sichern wir, dass die an den Wochenenden entnommenen Bücher wieder an ihren Platz zurückkommen, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der UB wieder Zeit für die Beratung haben und die Studierenden in der Prüfungszeit das volle Serviceangebot der UB nutzen können. Ob das eine gute und vor allem dauerhafte Lösung ist, wird zu prüfen sein. Unabhängig davon suchen wir weiter nach guten Möglichkeiten für studentische Beschäftigung an der Universität.

Jan Alexander Casper, 23, Public History und Nordamerikastudien

GELANGWEILT UND PLEITE

EIN STUDIENABBRUCH IST KEIN WELTUNTERGANG

Illustration: Falk Louis

Ein Drittel der Studierenden bricht den Bachelor ab. Hohe Leistungsanforderungen, Langeweile und die Sehnsucht nach praktischer Arbeit sind die Hauptursachen. Wie fühlt es sich an, der Uni den Rücken zu kehren?

Nach fünf Semestern hatte Melanie genug. Ihr Studium der Regionalstudien Asien/Afrika wurde einfach zu teuer – das BAföG war ausgelaufen. Um über die Runden zu kommen, hatte sie schon während des Studiums in der Gastronomie gearbeitet. „Ich wusste, dass ich müde werde“, sagt sie rückblickend. Hilfe holte sie sich bei einer Beratungsstelle an der HU. Hier fühlte sie sich verstanden: „Die haben mir dort ein gutes Gefühl vermittelt, mir Möglichkeiten aufgezeigt und waren auch eine emotionale Hilfe.“ Stephan Schneider arbeitet für das Berufsinformationszentrum (BIZ) der Arbeitsagentur Mitte. Sein Job ist es, Studienabbrecher*innen zu beraten. Einmal im Monat bietet er gemeinsam mit einem Vertreter der HU eine Infoveranstaltung im BIZ an. Am rundem Tisch hört er genau zu, beantwortet noch die zehnte Frage geduldig und zeigt individuelle Lösungsvorschläge auf.

„ES WAR ZU THEORETISCH!“

Bei Marcels Studienabbruch ging es weniger um Geld als um Langeweile. Rückblickend waren die Fächer Informatik und Pädagogik einfach nicht das richtige für ihn. Weder in Zwickau noch in Chemnitz wurde er mit dem Stoff warm. „Es war zu theoretisch“, sagt er heute. Vier Semester hielt Marcel durch, dann reichte es. Ganz ohne Beratung schmiss er sein Studentenleben hin. Ob es eine Beratungsstelle an seiner Uni gegeben habe, wisse er nicht. Die Professor*innen hätten allerdings immer wieder ihre Hilfe angeboten, wenn es Probleme mit den Anforderungen gab. Das war Marcel aber egal. Aus seinem früheren Nebenjob ergab sich eine Ausbildungsstelle. „Das war ein sinnvoller Übergang“, sagt er. Marcel hat seine Entscheidung nie bereut, er arbeitet heute als Kaufmann im Einzelhandel. Ähnlich klingt das bei Melanie: „Das Studienfach war meine Leidenschaft, aber was ich jetzt mache, ist mein Traum.“ Melanie absolviert eine Ausbildung zur Synchronsprecherin. Nebenbei arbeitet sie aber immer noch in der Gastronomie.

„WER SICH NICHT WOHLFÜHLT, SOLL AUFHÖREN!“

„Wenn die Leute unglücklich sind, sollen sie die Ursachen dafür finden“, findet Melanie. Sie rät Studierenden, „die eigenen Grenzen anzuerkennen.“ In ihrem sozialen Umfeld hat sich nichts Wesentliches verändert, zu den Freunden von der Uni habe sie nach wie vor Kontakt. Sie rät, sich nicht von den Erwartungen der anderen emotional erpressen zu lassen. Bei Marcel hat sich der Kontakt zu den Kommilitonen verlaufen. „Meine eigene Wahrnehmung auf das frühere Umfeld hat sich verändert“, sagt er.

Dass der Studienabbruch eine persönliche Krise gewesen wäre, verneinen beide. „Wer sich nicht wohlfühlt, soll aufhören!“, rät Marcel. Für ihren weiteren Weg schließen beide nicht aus, dass es sie nochmal an eine Hochschule verschlägt. Wenn es keine finanziellen Schwierigkeiten geben würde, sagt Melanie, könnte sie es sich nochmal vorstellen. Das gleiche gilt für Marcel, allerdings sollte das Studium diesmal berufsbezogen sein. Eine Welt ist für beide nicht untergegangen. Im Gegenteil: Sie haben es geschafft, erneut Fuß zu fassen.

Franziska Wendy, 30, Geschichtswissenschaften

INFOBOX

Die Studien- und Berufsberatung der Agentur für Arbeit Berlin Mitte findet einmal im Monat statt und befindet sich in der Friedrichstr. 39

Die Perspektivenberatung der HU findet jeden Mittwoch vom 13 bis 16 Uhr im Studierenden-Service-Center, Unter den Linden 6, statt

Die allgemeine Sozialberatung des Referent_innenrats der Hu befindet sich in der Monbijoustr. 2b, Raum 16. Die Sprechzeiten sind mittwochs von 14 bis 16 Uhr

MIT KRAFT GEGEN DIE WISSENSCHAFT

Mit der AfD ist in Deutschland erstmals eine Partei im Bundestag vertreten, die offiziell den menschengemachten Klimawandel bezweifelt. Wie die AfD dazu gekommen ist, bleibt offen.

Grund genug, einmal beim „Klimaexperten" der AfD, Dr. Rainer Kraft, nachzuhaken. Kraft sitzt für die AfD im Bundestag und will das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) und die „Dekarbonisierung" abschaffen. Unter seinen Facebook-Posts warnen Verschwörungstheoretiker vor der Klimalüge.

Bei unserem Gespräch im Bundestag sitzt mir dann ein höflicher, zurückhaltender Mann gegenüber, der früher als promovierter Chemiker in der Photovoltaik-Branche gearbeitet hat. Ironischerweise isst neben uns am Tisch Cem Özdemir zu Mittag.

UnAuf: Gibt es den Klimawandel?

Rainer Kraft: Selbstverständlich.

Sie bezweifeln, dass er menschengemacht ist, richtig?

Selbst das würde ich nicht bezweifeln. Es geht in dem Standpunkt der AfD darum: Klimawandel gehört zur Entwicklung des Planeten dazu. Es gibt riesige CO_2-Freisetzungen auf der Welt und nur ein Zwanzigstel davon wird auf den Menschen zurückgeführt. Diese 5 Prozent sollen das Hitze-Armageddon auslösen, das uns in gewissen Prognosen angedroht wird.

Wie erklären Sie sich, dass die Mehrheit der Wissenschaftler doch an der Theorie festhält?

Ich will meinen Wissenschaftskollegen nichts Böses, aber wenn sehr viel Geld im Spiel ist, dann kommen nicht unbedingt die besten Charakterzüge zum Tragen. Oder drücken wir es anders aus: Wenn das Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung feststellen würde, dass es keine nennenswerten Klimafolgen gibt, dann würde das Institut aufgelöst werden. Die staatliche Förderung ist ganz offensichtlich tendenziös.

Das klingt ja wie eine Verschwörung.

Es ist keine Verschwörung. Ich bin ein entschiedener Gegner der meisten Verschwörungstheorien. Es gibt keinen großen Mastermind, es haben sich einfach Prozesse eingeschlichen, die unkontrolliert weiterlaufen.

Sind nicht erneuerbare Energien abgesehen vom Klimawandel auch eine gute Chance, Deutschland unabhängig von Energie-Importen zu machen?

Das wäre ein Ziel, das ich und bestimmt auch die AfD sehr attraktiv fänden. Ich sehe nur einfach nicht, wie das funktionieren kann. Man könnte es zwar schaffen, aber dann muss den Leuten gesagt werden, wie viel es kosten wird – viel mehr als eine Kugel Eis. Strom wird zur Mangelware werden. Wenn es Nacht ist und der Wind nicht weht, ist nichts mit Licht und Fernsehen – packt die Kerzen aus!

Oft wird an Klimaforschern kritisiert, dass sie keine eindeutigen Beweise liefern können. Klimaskeptiker können das auch nicht. Falls aber die Mehrheit der Forscher recht behält, steuern wir auf eine Katastrophe zu. Komplett auf Maßnahmen zu verzichten, ist also sehr riskant. Wie können Sie als Politiker verantworten zu sagen, wir sollten nichts tun?

Das ist ein Punkt, den man diskutieren kann. Er gilt aber natürlich auch anders herum. Wir haben in den letzten 18 Jahren 260 Milliarden Euro ausgegeben für erneuerbare Energien, aber keinen einzigen Deich erhöht. Windräder werden uns nicht vor der Nordsee schützen. Aber ok, wenn hier wirklich nachvollziehbare, wissenschaftliche Beweise für sämtliche Effekte einer Erwärmung vorliegen, dann haben Sie recht. Ich halte es aber für unwahrscheinlich und sehe die Beweise nicht, die die derzeitigen Ausgaben rechtfertigen könnten. Die meisten Leute machen sich keine Gedanken, was diese Umwälzungen eigentlich bedeuten würden: dass nämlich Strom zur Mangelware würde und es große Auswirkungen auf unseren Industriestandort hätte.

Sie würden also das Risiko eingehen, dass es einen menschengemachten Klimawandel gibt, der die Lebensbedingungen in Deutschland erheblich verändert.

Ich würde es zu einem Gegenrisiko machen. Da die Klimaleute davon ausgehen, dass es so furchtbar wird, würde ich vorschlagen, dass wir uns stattdessen auf 100 Prozent Kernkraft, die klimafreundlichste Energieerzeugung überhaupt, umstellen. Wem CO_2 wirklich wichtig ist, müsste zu dieser Erkenntnis kommen.

Johanna Michaels, 28, Philosophie

STRAFTAT ABTREIBUNG

Der Schwangerschaftsabbruch spaltet die Gesellschaft und bewegt die Studierenden der HU. Während die studentische Initiative „Stimmrecht gegen Unrecht“ den Paragraphen 219a per Briefprotest abschaffen will, kämpfen die Medical Students for Choice dafür, dass der Schwangerschaftsabbruch überhaupt einen Platz auf dem Lehrplan des Medizinstudiums bekommt

Im Vergleich zu anderen medizinischen Eingriffen, kann eine Frau in Deutschland nicht öffentlich einsehen, welche Praxen den Schwangerschaftsabbruch durchführen. Für den Schwangerschaftsabbruch gilt aufgrund des Paragraphen 219a StGB ein sogenanntes „Werbeverbot“.

Eine absurde Situation, findet Marinus Fislage von den Kritischen Mediziner*innen der Charité. „Es geht hier um die Informationspflicht. Bei jedem anderen Eingriff habe ich die Pflicht als Arzt den Patienten zu informieren, genau so sollte es beim Schwangerschaftsabbruch auch sein“, sagt Marinus.

RECHTLICHE GRAUZONE

Was mit Ärzt*innen passiert, die auf ihrer Webseite angeben, dass sie den Eingriff anbieten und über den Vorgang informieren, zeigt das Beispiel der Frauenärztin Kristina Hänel. Sie wurde erst- und zweitinstanzlich vom Amtsgericht Gießen wegen „unerlaubter Werbung für Schwangerschaftsabbrüche“ zu einer Geldstrafe von 6.000 Euro verurteilt. Wer hatte Kristina Hänel angezeigt?

„Es gibt religiöse Fanatiker in Deutschland, die es sich zum Hobby machen, Ärzt*innen rauszusuchen, die über Schwangerschaftsabbrüche informieren, um sie dann zu verklagen“, erzählt Marinus. Das führe unter anderem dazu, dass die Anzahl der Praxen in Deutschland, die den Eingriff durchführen seit 2003 um 40 Prozent gesunken sei. „Als angehende Ärzt*innen werden wir in eine totale Unsicherheit entlassen, wenn wir uns dafür entscheiden Schwangerschaftsabbrüche durchzuführen, wir befinden uns in einer rechtlichen Grauzone”, sagt Marinus. Ihre im Gesetz verankerte Arztwahlfreiheit ist eingeschränkt: Wie können Patient*innen wählen zu welchem Arzt sie gehen wollen, wenn sie nicht wissen, wer überhaupt Abbrüche vornimmt?

„LERNT, WAS DIE UNI EUCH NICHT LEHRT“

Fred studiert wie Marinus Medizin an der Charité und ist Mitglied der feministischen Hochschulgruppe Medical Students for Choice Berlin (MSfC Berlin). Sie setzt sich gemeinsam mit ihren Kommiliton*innen dafür ein, dass der Schwangerschaftsabbruch an Universitäten gelehrt wird. Für Fred ist es ein Skandal, dass der Eingriff nicht Teil des Lehrplans im Medizinstudium ist, obwohl er einer der häufigsten chirurgischen Eingriffe in der Gynäkologie sei. 100.000 Abbrüche werden im Jahr vorgenommen.

Fred kritisiert, was sie strukturelle Diskriminierung von Frauenmedizin an der Charité nennt. „Man hört einfach nie was von Abtreibung im Studium“, sagt Fred. „Abtreibungen werden nur in der Pränataldiagnostik besprochen. Aber dann geht es nur um Spätabbrüche, dabei sind 96 Prozent aller Abbrüche ja die frühen.“ Höchstens zehn Minuten haben die Studierenden während einer Vorlesung zur Pränataldiagnostik mit dem Professor über ethische und rechtliche Aspekte der „frühen“ Abbrüche geredet.

Als Alternative zur fehlenden Behandlung im Medizinlehrplan organisierte die MSfC Berlin den sogenannten „Papaya-Workshop“. Unter Anleitung erfahrener Gynäkolog*innen konnten die Studierenden den Schwangerschaftsabbruch mit Hilfe einer Papaya lernen. Die Papaya ist von der Größe und Konsistenz der Gebärmutter sehr ähnlich. Nicht nur das Interesse der Studierenden war groß, der Workshop lockte viele Journalist*innen in den Berliner Seminarraum. Der Papaya-Workshop wurde bundesweit in den Medien besprochen - gelungene PR.

ANFEINDUNGEN VON SOGENANNTEN “LEBENSSCHÜTZERN”

„Gegner unseres Workshops sagten, dass wir Abbrüche verharmlosen würden. Wir werden so dargestellt, als würden wir unbedingt viele Schwangerschaftsabbrüche durchführen wollen. Das stimmt aber nicht. Wir sind einfach dafür, dass die Frau selbst entscheiden darf, ob sie das Kind austragen möchte oder nicht. Deshalb stehen wir für Pro-Choice”, sagt Fred.

Es habe auch Gegenwind von konservativen Professor*innen gegeben, die Suche nach einem Raum für den nächsten Workshop gestaltete sich schwierig. Dabei ist das Interesse an dem Workshop gewachsen, obwohl, so Fred, die meisten Medizinstudierenden ziemlich unpolitisch seien.

WAS MACHT DIE POLITIK?

Im Dezember 2018 kündigte die Bundesregierung eine baldige Reformierung des Paragraphen 219a an. Nach über einjähriger Verhandlung einigte sich die Minister*innenrunde mit Jens Spahn (CDU), Franziska Giffey (SPD), Horst Seehofer (CSU), Katharina Barley (SPD) und Holger Braun (CDU) auf ein Eckpunktepapier. Der „Kompromiss" sieht keine Streichung des Paragraphen vor, sondern eine Ergänzung. Es soll rechtlich ausformuliert werden, wie Ärzt*innen und Krankenhäuser über ihre Durchführung von Schwangerschaftsabbrüchen informieren. „Flächendeckende Information" soll mithilfe von Kontaktlisten durch staatliche Institutionen gewährleistet werden.

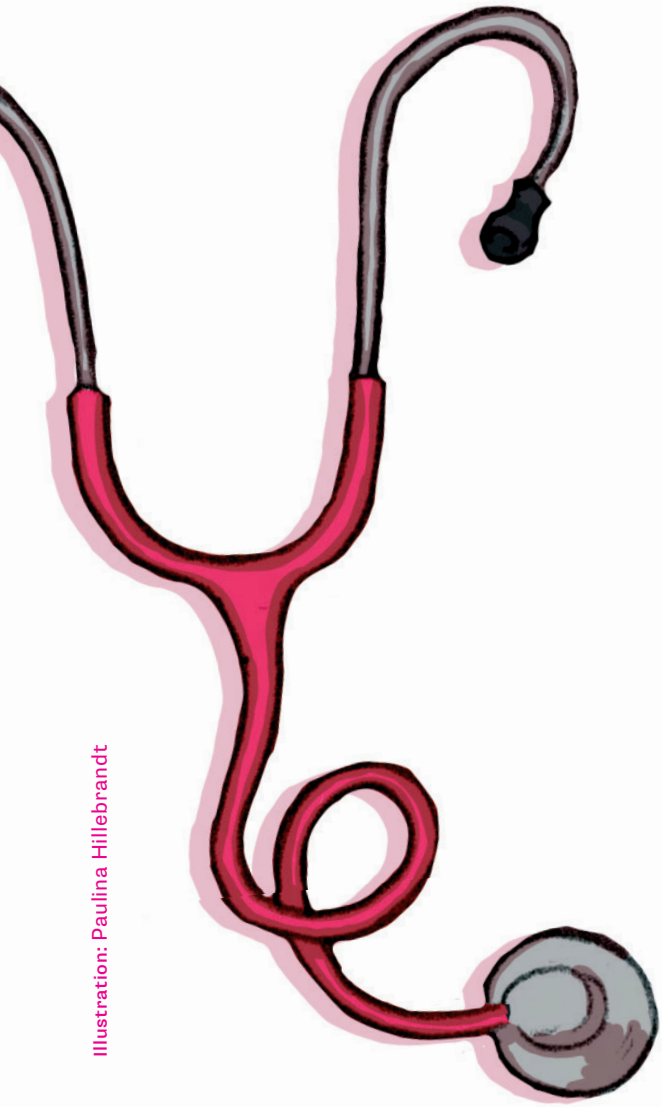


Illustration: Paulina Hillebrandt

STIMMRECHT GEGEN UNRECHT

Der politische Kompromiss geht dem HU-Kollektiv Stimmrecht gegen Unrecht nicht weit genug. Lea, Svenja, Inga und Hannah haben die Initiative gegründet. „Wir wollen, dass der Paragraph 219a abgeschafft wird", sagt Lea.

Der Paragraph 219a sei dabei nur ein Auswuchs der frauenfeindlichen Gesetzgebung in Deutschland. Neben dem „Werbeverbot" (Paragraph 219a), müsse auch der Schwangerschaftsabbruch an sich aus dem Strafgesetzbuch gestrichen werden, sagen sie. Hannah und Lea argumentieren, dass der Schwangerschaftsabbruch alleine schon dadurch ein negatives „Framing" erhalte, weil er im Strafgesetzbuch stünde. Das müsse aufhören.

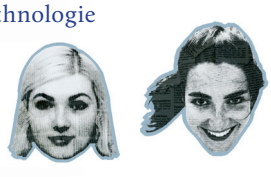
In einer feministischen Sommeruni habe eine Dozentin erklärt, dass der wirksamste Protest sei, sich per Brief an Abgeordnete zu wenden. Deswegen gründeten die vier jungen Studentinnen Stimmrecht gegen Unrecht. Sie fingen an, Briefe an Minister*innen und Abgeordnete zu schreiben. Seit November trifft sich die Initiative wöchentlich. „Jetzt sind wir sieben Leute, ein loses Kollektiv", sagt Hannah. Sie warben Freunde und Bekannte für ihren Protest, und zwar so erfolgreich, dass sie im Oktober 2018 ihre erste offizielle Aktion am Campus starteten.

Sie druckten vorformulierte, zum Unterschreiben bereite Anschreiben, kauften aus eigener Tasche Briefumschläge, backten Kuchen und stellten sich am 31.10.2018 in das Foyer der Dorotheenstraße 24. Am Ende des Tages konnten sie 1300 unterschriebene Briefe zum Bundestag bringen. Lea sagt, sie haben lange überlegt, an wen sie ihre Briefe adressieren sollten. Wo würde es sich lohnen, Druck auszuüben? Am Ende entschieden sie sich für die SPD-Politikerinnen Andrea Nahles, Eva Högl, Katharina Barley und Franziska Giffey und appellierten in ihren Anschreiben an ihre sozialdemokratischen Werte. Als einzige antwortete Eva Högl, in ihrem Brief verspricht sie, „sich weiterhin für eine schnelle Lösung im Sinne der schwangeren Frauen und betroffenen Ärzt*innen einzusetzen".

Im Januar 2019 wiederholte „Stimmrecht gegen Unrecht" die Aktion, online stellten sie Briefvorlagen bereit, bauten Kontakte zu anderen Unis auf, in der Hoffnung, ihren Briefprotest in andere Städte zu tragen.

Ende Januar 2019 legte die Bundesregierung einen neuen Referentenentwurf vor. Darin bleibt das Werbeverbot bestehen, der Paragraph 291a würde aber ergänzt. „Stimmrecht gegen Unrecht" bleibt also nur noch kurze Zeit um die Studis der HU zu mobilisieren, bevor der Bundestag einer Ergänzung des Paragraphen 219a zustimmt.

Janne Hoppe, 23, Kultur und Technik
Alma Gretenkord, 27, Europäische Ethnologie



WO EUROPA SCHEITERT

Kein fließendes Wasser, keine Elektrizität, kein Dach über dem Kopf. Bis zur Räumung im November 2018 war das römische Camp „Baobab“ das Zuhause tausender Geflüchteter. Zwei freiwillige Helferinnen erzählen von ihren Erfahrungen

Zwei freiwillige Helferinnen erzählen von ihren Erfahrungen Wer als Geflüchteter Italien erreicht, merkt schnell: Das Leiden ist noch lange nicht vorbei. Häufig fehlt jegliche Perspektive, um in Europa Fuß zu fassen. Mitten in Rom hat die Organisation „Baobab experience“ gemeinsam mit anderen internationalen Initiativen das selbstverwaltete Camp „Baobab“ gegründet. Während Italiens Regierung immer stärker auf Abschreckungspolitik setzt, waren Maren (21) und Marlene (27) gemeinsam mit dem deutschen Verein „Support Convoy“ in „Baobab“, um grundlegende Hilfsstrukturen im Camp aufrecht zu erhalten.

Als 2015 über eine Million geflüchtete Menschen nach Europa kamen, gründete sich der Verein „Dresden Balkan Convoy“, aus dem „Mission Lifeline“ und „Support Convoy“ entstanden. Das Ziel der Aktivist*innen war es, schnelle und flexible Hilfe an den europäischen Grenzen zu leisten. Dafür tritt „Support Convoy“ mit lokalen Vereinen und Gruppen in Kontakt, die dauerhafte Projekte etablieren und auf weitere Hilfe angewiesen sind.

Zu Beginn verteilte der Verein nur grundlegende Ressourcen: Kleidung, Decken, Zelte. Später bauten die Freiwilligen Duschen auf, um Campbewohner*innen zu ermöglichen, sich mit sauberem Wasser zu waschen. Durch diese einfache Maßnahme könne der Ausbruch von Krankheiten wie Krätze verhindert werden, „gleichzeitig fühlen sich Menschen durch das Duschen wieder menschlich“, sagt Marlene. Jeden Tag gab es frische Handtücher, Spiegel und Haargel: „Die Camp-Bewohner haben sich abends ewig lange frisiert, teilweise sind sie anschließend ausgegangen. Es ist wichtig zu erkennen, dass geflüchtete Menschen die gleichen Bedürfnisse und Interessen haben, wie alle anderen auch“, sagt sie.

ABSOLUTES ELEND MITTEN IN EUROPA

Trotz der Bemühungen vieler freiwilliger Helfer*innen sei das Camp ein menschenunwürdiger Ort gewesen, berichtet Maren. Bis zu 300 Geflüchtete wohnten in Zelten auf kleinem Raum, statt Toiletten hätten die Bewohner*innen eine anliegende Wiese benutzen müssen. Psychologische Betreuung habe es überhaupt nicht gegeben.

Zum Zeitpunkt der Auflösung des Camps lebten einige Menschen dort bereits seit zwei Jahren, die meisten jung, männlich und traumatisiert – von jahrelanger Flucht, aber auch von der Perspektivlosigkeit und Diskriminierung in Europa. „Im Camp prallen viele Frustrationen aufeinander, niemand in Baobab ist zufrieden“, erzählt Marlene. In öffentlichen Unterkünften mangele es an Plätzen und niemand wisse, was von den italienischen Behörden zu erwarten sei. „In Italien sitzt man fest“, sagt Marlene. Für sie ist Baobab das „absolute Elend“ inmitten einer europäischen Hauptstadt.

An Häuserwänden rund um das Camp wurden Hakenkreuze und rechte Parolen geschmiert. „Es war schockierend, wie wir von der Nachbarschaft für unsere Arbeit angefeindet wurden“, erzählt Maren. „Es gab aber auch hilfsbereite Nachbarn, die sich mit uns solidarisiert und das Projekt unterstützt haben“, sagt sie. Die negativen Erlebnisse hätten aber überwogen.

ITALIEN SETZT AUF ABSCHRECKUNG

„Baobab ist ein kleiner Teil von dem, was in ganz Italien passiert“, sagt Marlene. Mehrere tausend Geflüchtete würden alleine in Rom auf ihre Papiere warten, häufig an Orten ohne jegliche Hilfsstrukturen. Ständig würden Migrant*innen rassistisch angefeindet. Italiens rechtspopulistischer Innenminister Matteo Salvini setzt seit 2018 auf Abschreckung, rechtsfreie Räume würden „nicht mehr toleriert werden.“ Die Aktivist*innen hätten schon längst mit einer Auflösung gerechnet, im November 2018 war es dann so weit: Das Camp Baobab wurde mit Planierraupen geräumt. Dutzende Migrant*innen leben seitdem auf der Straße, paradoxerweise noch immer am gleiche Ort, jetzt nur ohne Zelte. „Europa inszeniert sich selber als Vorreiter von Menschenrechten, schaut aber teilnahmslos dabei zu, wie sie in europäischen Städten gebrochen werden“, sagt Maren. „Wer Europa scheitern sehen will, muss nach Baobab fahren.“

Mehr Informationen zum Verein „Support Convoy“ und die Möglichkeit zu Spenden unter www.supportconvoy.org.

Anna Lindemann, 20, Sozialwissenschaften

ANZEIGE

HAU 8

HAU-8er-Karte für Studierende:
für 50,00 Euro 8 x ins HAU
→ www.hebbel-am-ufer.de

GLOSSAR/

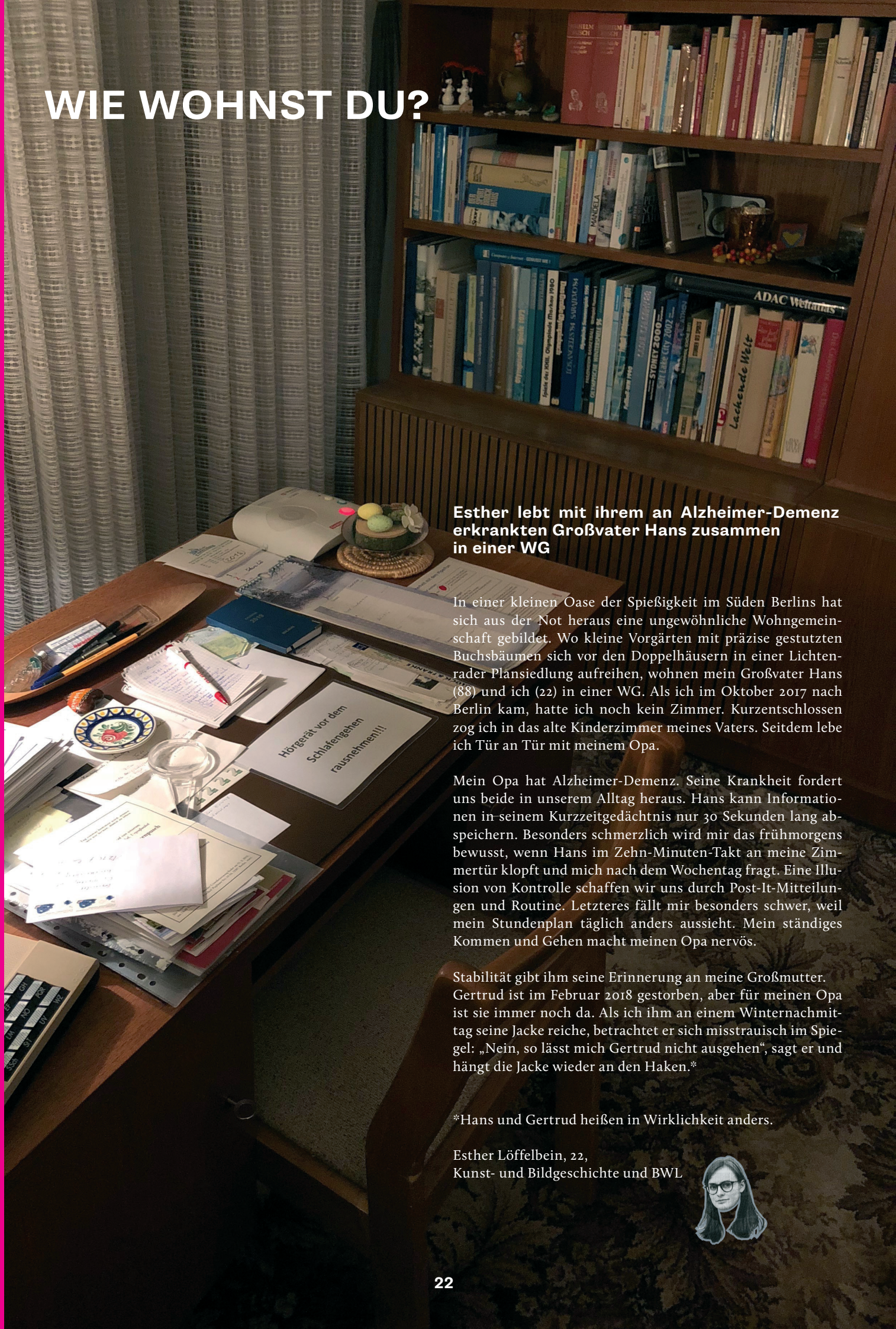
APOKALYPSE

Wenn jemand mit einem „Die Apokalypse ist nah!“-Schild in die U-Bahn steigt, lässt das niemanden kalt: Weiß der vielleicht was, was ich nicht weiß? „Apokalypse“ ist ein starker Begriff, der in den meisten Menschen unangenehme Assoziationen hervorruft. Zerstörung, Verderben, Untergang, Zusammenbruch, Zerfall sind nur einige Synonyme, die der Duden aufführt. Der Vorstellung sind keine Grenzen gesetzt: Klimakatastrophe, Kriege, Umweltereignisse, Feuer, Hitze, Terror - auch politisch ist die Endzeit damit stetspräsent. Die Filmindustrie arbeitet schon lange mit diesen Bildern. Hier eine Auswahl der jüngeren Veröffentlichungen: The Day After Tomorrow, Deep Impact, Armageddon, The Core, 2012, Final Impact, The Final Storm, Oceans Rising. Nicht zu vergessen alle Filme, die mit Zombies arbeiten.

Die Vorstellung vom nahenden Weltuntergang ist natürlich keine Erfindung der modernen Popkultur. Im Gegenteil: Die Endzeiterwartung ist etwas, mit dem die Menschheit schon seit Jahrtausenden lebt. Unser Apokalypse-Begriff geht auf das Neue Testament zurück, genauer auf die „Offenbarung des Johannes“. Die hat er nach eigenen Angaben von Jesus bekommen, um sie in den „sieben Gemeinden Kleinasiens“ zu verteilen. Johannes Briefe werden den einen oder anderen wohl milde beunruhigt haben. Das Ende, heißt es dort, käme auf jeden Fall bald, die Menschen sollten deswegen nach entsprechenden Zeichen Ausschau halten. Wann das Ende genau kommen würde, sei aber ungewiss. „Apokalypse“ heißt auf Altgriechisch übrigens „Enthüllung“ oder „Offenbarung“, nicht „Weltuntergang. Johannes verkündete also nicht die Apokalypse, sondern offenbarte den Weltuntergang – das entsprechende Bibel-Kapitel hieß deswegen „Apokalypse“.

Franziska Wendy, Geschichte, 30

WIE WOHNST DU?



Esther lebt mit ihrem an Alzheimer-Demenz erkrankten Großvater Hans zusammen in einer WG

In einer kleinen Oase der Spießigkeit im Süden Berlins hat sich aus der Not heraus eine ungewöhnliche Wohngemeinschaft gebildet. Wo kleine Vorgärten mit präzise gestutzten Buchsbäumen sich vor den Doppelhäusern in einer Lichtenrader Plansiedlung aufreihen, wohnen mein Großvater Hans (88) und ich (22) in einer WG. Als ich im Oktober 2017 nach Berlin kam, hatte ich noch kein Zimmer. Kurzentschlossen zog ich in das alte Kinderzimmer meines Vaters. Seitdem lebe ich Tür an Tür mit meinem Opa.

Mein Opa hat Alzheimer-Demenz. Seine Krankheit fordert uns beide in unserem Alltag heraus. Hans kann Informationen in seinem Kurzzeitgedächtnis nur 30 Sekunden lang abspeichern. Besonders schmerzlich wird mir das frühmorgens bewusst, wenn Hans im Zehn-Minuten-Takt an meine Zimmertür klopft und mich nach dem Wochentag fragt. Eine Illusion von Kontrolle schaffen wir uns durch Post-It-Mitteilungen und Routine. Letzteres fällt mir besonders schwer, weil mein Stundenplan täglich anders aussieht. Mein ständiges Kommen und Gehen macht meinen Opa nervös.

Stabilität gibt ihm seine Erinnerung an meine Großmutter. Gertrud ist im Februar 2018 gestorben, aber für meinen Opa ist sie immer noch da. Als ich ihm an einem Winternachmittag seine Jacke reiche, betrachtet er sich misstrauisch im Spiegel: „Nein, so lässt mich Gertrud nicht ausgehen“, sagt er und hängt die Jacke wieder an den Haken.*

*Hans und Gertrud heißen in Wirklichkeit anders.

Esther Löffelbein, 22,
Kunst- und Bildgeschichte und BWL

EINE WOCHE OHNE PLASTIK

Anstatt über die Vermüllung der Weltmeere zu jammern, hat die UnAuf den Selbstversuch gewagt: Sieben Tage lang kein Plastik verbrauchen. Geht das überhaupt? Was kann man gegen die zunehmende Vermüllung unternehmen? Handel und Industrie kommen mit der Entwicklung neuer Recycling-Methoden nur langsam voran, deshalb werden Strategien zur Müllvermeidung wie „Zero-Waste“ immer beliebter. Den eigenen Alltag von heute auf Morgen komplett umzustellen, ist aber gar nicht so einfach. UnAuf-Redakteurin Sira hat sich der Herausforderung gestellt und das „Plastikfasten“ ausprobiert

TAG 1:

Mein Versuch startet schlecht. Heute Morgen wollte ich mit meinem Freund frühstücken. Um mir eine Freude zu machen, brachte er ein frisches Brot mit. In einer Plastiktüte. Und damit ist auch schon die erste Sünde begangen. Aber nicht verzagen. Ich mache mich auf den Weg zum Einkaufen. Mein Fazit: Loses Obst und Gemüse kann ich problemlos erwerben. Hier sind die kleinen Aufkleber auf dem Obst meine größten Feinde. Auch andere Lebensmittel wie Nudeln sind verpackungsfrei erhältlich. Jogurt und andere Milchprodukte kann ich in Glasgefäßen im Bioladen kaufen. Bei tierischen Lebensmitteln wie Käse wird aus hygienischen Gründen nicht auf Verpackungen verzichtet.

TAG 2:

Auf der Arbeit kaufen sich meine Kolleg*innen Schokoriegel aus dem Automaten. Ich muss ablehnen.

TAG 3:

Heute wache ich mit leichten Halsschmerzen und einer laufenden Nase auf. Gibt es Medikamente wie Halsschmerztabletten überhaupt unverpackt? Und was benutze ich anstelle von Taschentüchern? Viele Aktivist*innen greifen offenbar auf wiederverwendbare Stofftücher zurück.

TAG 4:

Auswärts essen ist auf den ersten Blick plastikfrei. Doch ich gerate ins Grübeln. Wie konsequent möchte ich diesen Lebensstil führen? Muss ich mir Gedanken darüber machen, ob die Lebensmittel in Plastik verpackt waren, bevor sie auf meinem Teller gelandet sind?

TAG 5:

Abends gehe ich wieder spontan essen. Leider habe ich keinen Behälter für die Reste dabei. Die Kellnerin bietet mir eine Box aus Plastik an. Plastik vermeiden oder Essen wegschmeißen? Um letzteres zu verhindern, entscheide ich mich für die Box.

TAG 6:

Bei meinem heutigen Einkauf finde ich in Pappe verpackte Schokolade mit recyclebarer Folie. Endlich ein Erfolgserlebnis! Die Schokolade kostet fast zwei Euro, ein stolzer Preis.

TAG 7:

Mein Ziel, kein neues Plastik zu verbrauchen, habe ich leider verfehlt. Trotzdem bin ich stolz auf mein Ergebnis. Obwohl ich noch plastikverpackte Produkte aus der Vorwoche da hatte, ist mein Plastikmüll ziemlich leer geblieben. Merke: Plastik ist zwar allgegenwärtig, aber den Plastikmüll zumindest reduzieren, können alle.

TIPPS ZUR MÜLLVERMEIDUNG IM ALLTAG

von Christiane Sieg: Sie hat den Unverpackt-Laden „Der Sache wegen“ im Prenzlauer Berg mitbegründet

KOCHEN

„Möglichst frisch zubereiten und mit viel Obst und Gemüse kochen – das macht den wenigsten Müll.“

TRINKEN

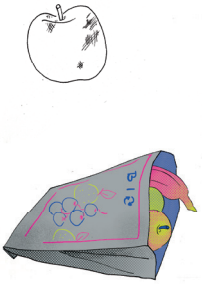
„Lieber Leitungswasser statt to-go-Plastikflaschenwasser“

PLANEN

„Pläne zu machen hilft sehr gut, um Müll zu vermeiden.“

PUTZEN

„Reiniger wie Natron oder Essig reichen zum Saubermachen völlig aus.“



Illustrationen: Isabelle Aust

Sira Horstkötter, 23, Rechswissenschaften
Juliane Sprick, 25, Geschichtswissenschaften

ANZEIGE

MOVIEMENTO
WWW.MOVIEMENTO.DE WWW.KINO-CENTRAL.DE
CENTRAL TONI
WWW.KINO-TONI.DE

Green Book
jetzt im Kino Toni

Die Blüte des Einklangs
jetzt im Kino Moviemento

Codename Kino
Tragt Euch auf unseren Webseiten
www.moviemento.de
www.kino-central.de
www.kino-toni.de
in den Newsletter ein und besucht
ausgewählte Veranstaltungen
zum Freundschaftspreis.

Boy Erased
ab 21.2. im Kino Central

Alita Battle Angel
jetzt in den Kinos Central & Moviemento

MOVIEMENTO
Kottbusser Damm 22
Kreuzberg
U Hermannplatz
www.moviemento.de

KINO TONI
Antonplatz 1
Weissensee
Tram Antonplatz
www.kino-toni.de

KINO CENTRAL & OPEN AIR MITTE
Rosenthaler Straße 39
Mitte
S Hackescher Markt I U Weinmeisterstraße
www.kino-central.de

GLOSSE/

ÜBER BENEFITS UND VORTEILE

Im Januar haben viele auf den Alkohol verzichtet, das heißt „Dry January“ und ist ein Trend aus dem Angelsächsischen. Weil der Begriff seit einigen Jahren einer britischen Anti-Alkohol-Organisation gehört, sage ich ab jetzt lieber „Trockener Januar“, bevor es Post vom Anwalt gibt. Im Trockenen Januar jedenfalls haben viele auf den Alkohol verzichtet. Die Frauenzeitschrift Elle schreibt, dass Wissenschaftler aus Sussex herausgefunden haben, dass ein Monat ohne Alkohol viele „Benefits“ hat. Keinen Alkohol zu trinken hat demnach also Vorteile, das leuchtet ein, schließlich ist Alkohol giftig.
Auch keine Bleiche zu trinken hat „Benefits“. Keinen Alkohol zu trinken hat aber wahrscheinlich nicht nur „Benefits“, sondern auch andere „Effects“. Fall sich der Trockene Januar durchsetzt, werden Demograph*innen das wahrscheinlich an einem Einbruch der Geburtenrate im Oktober erkennen können. Ich selbst habe zwar keinen Trockenen Januar gemacht, habe aber auch fast nichts getrunken. Das lag an der Einsicht, dass ich einen „Wet December“ hatte.

Am Trockenen Januar stört mich der Dogmatismus: Sich selbst zwingen, gar nichts mehr zu trinken, nachdem man mit viel Freude jeden Tag etwas getrunken hat, scheint mir irgendwie übertrieben. Aber der Januar ist eben die Zeit der guten Vorsätze, die sind oft etwas dogmatisch. Dass der Januar die Zeit der guten Vorsätze ist, sieht man auch im Fitnessstudio, das ist dann immer sehr voll. Ich gehe nicht oft ins Fitnessstudio, aber regelmäßig, sonst kriege ich Rückenschmerzen. Da ist mein Rücken dogmatisch. Ich gehe nicht erst seit der Jahreswende dorthin, weswegen ich denke, dass ich mich über die Neuen lustig machen kann. Über die Neuen kann man sich besonders gut lustig machen, weil die sich gerne vor dem ersten Besuch mit „Ausrüstung“ eindecken, die eng wie Eigendarm am Körper sitzt. Der Januar ist auch die Zeit der tiefen Einblicke. Der Januar ist aber zum Glück vorbei. Das Fitnessstudio hat sich geleert, und normalerweise ist der „No Fap February“ weit weniger öffentlich als der „Dry January“. Der „No Fap February“ sorgt außerdem für einen Wiederanstieg der Geburtenrate im November. Das ist dann der „Circle of Life“.

Jan Alexander Casper, 23,
Public History und Nordamerikastudien

SUPER JUT/

LACHEN OHNE GRUND

Berlin wirkt oft so, als hätten die Leute sich das Lachen abgewöhnt. Wer lächelnd durch die Straßen läuft, wird misstrauisch beäugt. Ein Lachen in der Schlange vorm Club, und der Türsteher schickt dich gnadenlos nach Hause. Die Gesichter der schwarz gekleideten Masse: desinteressiert und abgehärtet. Beim Lachyoga im „Kreativhaus“ in Mitte zählt das Gegenteil: Albernheit, kindische Verspieltheit und Fantasie. Es erfordert Mut, mit Fremden zu lachen und sich dabei zu verrenken. Insgesamt waren wir zu acht: die eine Hälfte begeisterte Stammgäste, die andere unsichere Neulinge.

Die Sportklamotten können getrost zu Hause bleiben, der Yoga-Anteil besteht allein aus Atemübungen. Der Lachanteil (Klatschen, Sprechen, Hüpfen, Blickkontakt und Selbstlob) kostet Überwindung und wird mit künstlichem Lachen belohnt. Dass auch simuliertes Lachen gesund ist, beweisen zahlreiche Studien.

Die heilsame Wirkung tritt aber erst auf, wenn wir besonders lange am Stück lachen. Es werden Glückshormone ausgeschüttet, Stress abgebaut und das Immunsystem gestärkt. Auf seiner Website schreibt der Lachclub: „Es ist völlig in Ordnung und erwünscht, wenn ich erst mal so tue, als ob. Das Erstaunliche: Sobald ich mich vorbehaltlos darauf einlasse und mitmache, komme ich irgendwann automatisch in das richtige Lachen hinein.“ Das kann ich bestätigen.

Werde ich jetzt Stamm-Lachyogi? I doubt it. Kann ich es weiterempfehlen? Auf jeden Fall! Lachyoga sollte jeder mal gemacht haben. Weder für den Lebenslauf, noch für Instagram, sondern einfach für sich selbst.

Katharina Brackemann, 22, Kunstgeschichte

ANZEIGE

3-Zimmerwohnung, 68 qm, neu möbiliert an Studierende zu vermieten. Die Wohnung befindet sich in franz. Buchholz (Pankow). Pro Person werden **400,-€ Warmmiete** je Monat erhoben.
Nebenkosten fallen nicht an. Die Wohnung ist für maximal 2 Personen ausgelegt.
Anfragen unter: **017620069590** (07:00-19:00)

POST AUS... /

HANGZHOU

Ein Auslandssemester im Reich der Mitte also. „Warum China?“, fragten die Schwester, der beste Kumpel und die Bäckerin des Vertrauens vor der Abreise. Aber warum nicht? China ist spannend: sprachlich, kulturell und kulinarisch.

Die Uhren ticken hier schneller als überall sonst auf der Welt. Ein verhüllter Durchgang entpuppt sich nach wenigen Wochen als Shoppingcenter, Straßenschäden, die gestern noch zu sehen waren, sind heute schon behoben und alleine in Hangzhou, einem kleineren Neun-Millionen-Einwohner-Städtchen, werden derzeit sechs neue U-Bahn-Linien gebaut.

Hangzhou wird von den Chinesen gern als „Paradies auf Erden“ bezeichnet. Schön ist es wirklich, und sicher auch grüner als in den meisten anderen chinesischen Großstädten. Aber wer schon mal den Bodensee gesehen hat, wird anders als die vielen chinesischen Touristen von der Hauptattraktion „Westsee“ nicht mehr so vom Hocker gerissen.

An der Zhejiang-University, einer der besten Universitäten des Landes, lebt man wie in einer anderen – tatsächlich umzäunten – Welt. Hier herrscht ein sehr angenehmes Campus-Feeling, wie an Unis in weiter Ferne, zum Beispiel in den USA oder der Freien Universität.

Alle Studierenden leben in Wohnheimen direkt auf dem Campus. Der sieht aus wie ein großer Park, mit einem kleinen See und Kanälen, wo man sich im Sommer Stand-Up-Paddling-Boards oder Kajaks ausleihen kann. In Campusnähe gibt es eine Straße, auf der es haufenweise chinesisches Streetfood zu kaufen gibt. In der Mittagspause kann man dort gebratene Nudeln essen, die Welt wissen lassen, dass man gebratene Nudelngegessen hat (#instafood) und Milchtee, das Äquivalent zum westlichen Starbucks-Kaffee, trinken.

Ein tägliches Highlight sind die Chines*innen selbst, die sich einfach so chinesisch verhalten. Seien es die jungen Studierenden, die in der Bibliothek alle um 13 Uhr kollektiv den Mittagsschlaf einleiten oder die junggebliebenen Älteren, die in den Parks zu Harfenmusik aus Lautsprecherboxen tanzen. China bietet so viel mehr als große Mauer und gebratener Hund. China ist Dschungel und Wüste, Metropole und Dorf, Zeitraffer und Stillleben zugleich. China ist groß – und wird erst greifbar, wenn man selbst dort war.

Jing Wu, 23, Medizin,
Martin Wischnath, 23, BWL

ENDSTATION/

VIRCHOW‘S ANATOMY

Foto: CC BY-SA 3.0 A.Savin

Wir machen uns auf den Weg ans Ende unserer Welt. Zurückbleiben bitte! Heute: Mit der M13 zum Virchow-Klinikum

Pamela arbeitet seit 15 Jahren im Kiosk neben der Kindernotaufnahme im Virchow-Klinikum. Sie lächelt, wenn sie von „ihren“ Patienten spricht, die bei ihr einkaufen. „Es ist immer schön, wenn ein Patient hereinkommt und sagt, dass er jetzt nach Hause gehen kann“, sagt sie. Manche schaffen es nicht, das gehöre zum Alltag in dem Krankenhauskomplex, der sich von der Seestraße bis zum Westhafen erstreckt. Trotzdem ist es jedes mal unendlich traurig.

Im Virchow-Klinikum, das zur Charité gehört, trifft das Berlin des 19. Jahrhunderts auf das der 2000er. Vom Eingang an der Amrumer Straße aus ähnelt es eher einem barocken Schloss als einem Krankenhaus. Gleichzeitig befördern autonome Busse Patient*innen und Mitarbeitende über den Campus, das ist ziemlich futuristisch. Die Busse sind eine Entwicklung von BVG und Charité und wahrscheinlich auf einem ähnlichen technischen Stand wie Computer in den frühen Neunzigern: Krass für die Zeitgenoss*innen, aber relativ beschränkt in ihren Fähigkeiten. Sie bremsen ziemlich häufig, und rückwärtsfahren funktioniert noch nicht.

Weil das Virchow-Klinikum zur Charité gehört, arbeiten hier Medizin-Studierende von der HU. Laura ist 23 und schiebt Leute durch den MRT, den der Laie eher als „Röhre“ kennt. „Es gibt Eltern, die einem, wenn man fragt, ob schon einmal ‚Bilder‘ vom Kopf ihres Kindes gemacht wurden, antworten: Ja, heute morgen, aber nur mit der Handykamera meines Mannes. Und die meinen das dann ernst“, sagt Laura.

Weil die Fahrtzeit mit der M13 von der Warschauer Straße bis zu ihrer Endstation am Virchow-Klinikum fast eine Stunde beträgt, bleibt auf der Fahrt Zeit, Rudolf Virchows Wikipedia-Artikel zu lesen. Er hat nicht nur die Leukämie als erster beschrieben, sonder war auch in die Märzrevolution verstrickt, später liberaler Politiker in Berlin und außerdem ein Visionär in Sachen Abwasser und Stadthygiene.

Wenn euch das nicht als Grund reicht, das Klinikum anzuschauen, könntet ihr immer noch dort vorbeifahren, um euch als potenzielle Stammzellenspender zu registrieren. Virchow hätte das gefallen.

Jan Alexander Casper, 23,
Public History und Nordamerikastudien

PROBIEREN GEHT ÜBER STUDIEREN!

NEUGIERIG? ZURECHT!

DENN LUVE IST REIN PFLANZLICH MIT DEM EINZIGARTIGEN EIWEIß DER SÜßLUPINE, OHNE GENTECHNIK UND VON NATUR AUS LAKTOSEFREI

KOMMT VORBEI UND PROBIERT SELBST!
AUF DER VEGGIEWORLD IN BERLIN AM 23./24. MÄRZ 2019

IHR FINDET UNS AUCH UNTER: MADEWITHLUVE.DE

DEUTSCHES THEATER BERLIN

Tickets 9 Euro
für Studierende –
auch im Vorverkauf

ZEITEN DES AUFRUHRS
nach dem Roman
von Richard Yates
Regie: Jette Steckel
Premiere: 28. Februar 2019

DER TEMPELHERR
ein erbauungsstück
von Ferdinand Schmalz
Regie: Philipp Arnold
Uraufführung: 3. März 2019

DER MENSCHENFEIND
von Molière
Regie: Anne Lenk
Premiere: 29. März 2019

DIE UMSIEDLERIN
von Heiner Müller
Regie: Tom Kühnel
und Jürgen Kuttner
Premiere: 6. April 2019

UGLY DUCKLING
von Bastian Kraft
nach Hans Christian Andersen
Regie: Bastian Kraft
Uraufführung: 25. April 2019

Illustration: Christoph Peter

deutschestheater.de

ANZEIGE